Für

Albert Soergel

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Für

Albert Soergel

zum fünfzigsten Geburtstage

MCMXXX

GESELLSCHAFT DER BÜCHERFREUNDE ZU CHEMNITZ

SÄCHS.
LANDES-
BIBL.

130,29,14663

1930 I a 896

Hochverehrter Herr Professor!

Als wir vor nunmehr kaum zehn Jahren die Chemnitzer Gesellschaft der Bücherfreunde ins Leben riefen, ahnten wir nicht, daß es der neuen Vereinigung gelingen würde, in dieser Zeit allgemeiner Not einen so großen und begeisterten Anhängerkreis um sich zu scharen.

Unsere Gesellschaft hat von Beginn an es als ihre Aufgabe betrachtet, sich in den Dienst lebender Dichter zu stellen. Diese Richtung angegeben, sie mit Erfolg durchgeführt zu haben, ist Ihr Werk und Ihr Verdienst.

An Ihrem heutigen fünfzigsten Geburtstage verbinden wir mit unseren Glückwünschen den herzlichsten Dank für alles, was Sie im Laufe des Dezenniums unermüdlich und selbstlos im Dienste unserer Gesellschaft in Wort und Schrift getan haben.

Als äußeres Zeichen des Dankes und der Verehrung bitten wir Sie diese Gabe entgegenzunehmen, zu deren Inhalt fast alle Vertreter deutschen Schrifttums, mit denen unsere Vereinigung im Laufe der Jahre durch Ihre Vermittelung Beziehungen anknüpfen konnte, freudig beigetragen haben.

Chemnitz, am 15. Juni 1930.

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

Dr. Kurt Ochsenius H. B. J. Hartmann Carl Heumann.

SLUB
Wir führen Wissen.

Dem getreuesten Wart deutschen Schrifttums

Dichtung

Erst mit ungewissen Ruten

Zögernd muten,

Dann den Schacht

Tapfer nieder bis zum Quell gebracht,

Hacke, Spaten, Schweiß und klopfend Herz –

Und dann sprudelts sonnenwärts!

BÖRRIES FRHR. VON MÜNCHHAUSEN

SLUB
Wir führen Wissen.

MARTIN RICHARD MÖBIUS

SLUB
Wir führen Wissen.

ALBERT SOERGEL

Vor etwa zehn Jahren machte ich Soergel den erſten Beſuch. Von Mißerfolgen geduldlos geworden, hatte mir mein Verleger zu dieſem Schritt geraten. Zweifellos entdeckte Soergel in meinen Augen lediglich Ergebenheit ohne die geringſte Abſicht von Ausforſchenwollen, denn er gab es ſogleich auf, mich für einen Journaliſten zu halten. Mich überraſchte der merkwürdig ſtrahlende, durchlichtige Blick, mit eigenartiger Dynamik aus den ſehr hellen Augen geradeaus ſpringend und das Entfernteſte ergreifend. Er zog mich ans Licht, auf eine verglaſte Plattform von Balkon; die Sonne ſchwebte und ſchwelgte über dem grünen Dickicht eines Gartens. Ich ſah als erſtes ein Geſenk von eben erblühtem, großem Phlox, eine Farbenbrandung hellſter Harmonie.

„Der ſingende Kinderchor! Wären Sie früher gekommen, hätten Sie das blaue Sommerfeſt des Ritterſporns geſehen. In vier Wochen kommen die Dahlien."

Er bemerkte gleich, daß ich von Dahlien nicht viel mehr behalten hatte als vom isländiſchen Moos. Damals begann die Dahlie ihren Siegeszug wie die Roſe einſt im Mittelalter. Soergel ſtellte ſie in ſorgfältig nachgezeichneten Bildern vor das innere Auge. Es gelang nach einer halben Stunde ohne Nachhilfe, die gefüllte Dahlie Aureole, die kleinblumige Pompon Atlas und die ſchwarzlaubige Luzifer zu unterſcheiden.

*

Jedesmal, wenn ich Gelegenheit hatte, Soergel wiederzuſehn, hatte ich den Eindruck, am liebſten ginge er in den Garten, um verblühte Stiele zu ſchneiden, Beete zu überdecken oder Knollen herauszunehmen, die bis zum Frühjahr im Keller liegen müßten. Man traf ihn oft beim Abharken der Beete. Er war dann nichts weiter, als ein eifrig bemühter Gärtner, und man fand es

beinahe unpassend, ihn mit „Herr Professor" anzureden. Schließlich mußte man aber doch einmal zu dem übergehen, was wir den „Beruf" nannten, nämlich die Schriftstellerei, und Fragen an ihn richten, die nicht den Garten und dessen blühende Wunderwelt betrafen, sondern die schwierigeren Dinge des Büchermarktes.

Zurückhaltend, doch mit heiterster Ungezwungenheit, gab Soergel auf alles eine Antwort, formulierte vorsichtig, doch genau und dauerhaft, eine Begeisterung vermittelnd, daß man Mühe hatte, sich selbst wiederzufinden. Hinterher blieb dann, fast greifbar, eine Art Lächeln um den Mund, ein Blinzeln um die Augen. Und auf einmal, im Hingang einer Sekunde überstürzten Schweigens, fand man den Zugang zu diesem sehr verschlossenen Mann, diesem gelassenen, großen Gelehrten, sah klar gebildet die einigende Herzlinie.

*

„Wo ist der Zugang?"

Nach Jahren sah ich Soergel wieder. Sein Haus lag jetzt in einem anderen, viel größeren und überschwänglicher gestalteten Garten am Rande der Stadt. Der zweite Band seines Werkes „Dichtung und Dichter der Zeit" war erschienen. Er blickte mich an, seine Augen waren ganz eng gespannt, um meine Gedanken möglichst scharf aufzunehmen. Mir gefiel der Titel des neuen Bandes nicht recht, die Formel schien mir nicht geglückt. Soergel machte das Fenster auf und lachte: unten schrie sein Junge, freudepulsend, und die Tochter stemmte einen Blumenbusch in der kleinen braunen Faust herauf, atemlos, hochrot . . .

In der Mitte des Straußes befand sich eine zarte Rosenknospe.

„Die kleine Strauchrose Stella. Der Winter hat ihr nichts anhaben können!"

Darauf erfuhr ich, daß trotz des schlimmen Frühjahrs der Sommer getreulich alles erfüllte, was man hier erwarten durfte. Kletterrosen ließen vor dem

Fenster bei jedem Windstoß Blätter fallen. Ich lernte die Namen der absolut winterharten Sorten kennen.

*

Der Zugang?

Zwei dicke Bände stehen da, sind voll von seinem Geist, seiner Überzeugtheit, seiner Liebe. Soergel stellt das Ganze selbst sofort in volle Klarheit und beginnt mit den Worten: „Ich möchte eine Übersicht geben über die deutsche Dichtung der Gegenwart, von ihren Anfängen um die Wende der achtziger Jahre an bis zur jüngsten Entwicklung, die Kräfte am Werk zeigen, die die deutsche Dichtung in dieser Zeit wechselnd bestimmten." Diese Erklärung beschließt der Satz: „Es kommt ja nicht darauf an, daß irgendeiner, geschweige denn der Verfasser dieses Buches recht behält, sondern daß die echten Werte erkannt werden und leichter wirken."

Ich entsinne mich, der erste Eindruck dieses Werkes war fassungslose Bewunderung; über das Erstaunen kam ich lange nicht hinaus. Dann begriff ich allmählich ehrfürchtig den Umfang der Leistung und merkte, daß es sich um ein Buch handelte, das nicht wie ein Dutzend andere ähnlicher Art an seinem Tiefsinn zu ersticken drohte.

Soergels Kunst der Schilderung und Einfühlung erscheint mir heute noch als die höchste Formel ergriffener Menschlichkeit und künstlerischer Entschlossenheit, getragen von ganz erkannten Pflichten gegenüber der eigenen Zeit und der Zukunft.

*

Aus zwei Teilen setzt sich die Übersicht zusammen, deren Grundlage Soergel mit „Freude am Bild der Welt" und „Drang zum Sinn der Welt" benennt. Es soll hier nicht von den Teilen die Rede sein, indem die Unterschiede Soergels von den anderen zeitgenössischen Literaturforschern festgestellt und kritische Methoden angewandt werden, die den Ruhm und die Richtigkeit wie aus

dem Fazit einer Rechenarbeit mühselig hervorgehen lassen. An solcher Bemühung kann heute niemand gelegen sein; es handelt sich nicht um ein Problem, sondern um ein Bildnis.

Für die Literaturwissenschaft und die soziologische Fragestellung ist Soergels Werk etwas Neues gewesen, trotz Scherers Betrachtungsweise nach den Gesichtspunkten des Ererbten, Erlernten, Erlebten, und trotz gelegentlicher ähnlicher Behandlung im Zusammenhang mit Problemen der Geisteswissenschaft, die ohne diese Fragestellung nicht erörtert werden konnten. Das alles blieben nur Annäherungsversuche an eine Aufgabe, deren Grundlagen noch nicht durchdacht waren.

„Den verschiedenen soziologischen Stufen entsprechen jeweils die Ideale, Gestalten und Lebensformen der literarischen Werke. Sie geben der betreffenden gesellschaftlichen Schicht ihre Wunschbilder in anschaulicher Vollendung, und sie wirken, wenn sie wahre Dichtung sind, auch wieder auf die Schicht zurück, indem sie latente Tendenzen des Zeitalters als poetische Wirklichkeit vorleben."

Dieser Zusammenhang ist heute jedem denkenden Menschen geläufig geworden. Vor achtzehn Jahren hatte er noch nichts von seiner notwendigen Popularität. Da verwechselte man Soergel schon mit dem Kritiker, dessen einziges positives Merkmal die Leidenschaft war. In den Journalen wurden eilige Erklärungen gegeben, die Mißverständnisse bewirkten.

Mit seltener Einmütigkeit wurde allerdings festgestellt, die innerste Beziehung Soergels zur Dichtung sei Liebe und Gefühlswärme, den Dichtern gegenüber wahre er die schöne Höflichkeit des Herzens, die verbindet.

*

Soweit hier uneingeschränkt von Kritik gesprochen werden kann, handelt es sich um die heiter-ernste Betrachtung des ganzen im Bereich der Dichter liegenden Daseins und den daraus abgeleiteten Beruf als bürgerliche In-

stitution. Auf der anderen Seite läßt man die Kritik als Lebensäußerung einer Persönlichkeit, als heilige Leidenschaft am Schreibtisch und Leistung des Schriftstellers gelten, um einen gewissen Ausdruck der Zeit und eine Art repräsentativer Geistigkeit zu legitimieren.

Goethe spricht einmal von der Gabe der genialen Antizipation. Der echte künstlerische und kritische Instinkt nimmt mit einer ans Unheimliche streifenden hellseherischen Klarheit die Urteile und Begründungen des Intellekts vorweg. Die Kunstwerke strahlen auf neuer, hellerer Bewußtseinsstufe wieder auf, falls die ersten Erkenntnisse ins Verstandesklare und Beweisbare gehoben worden sind. Jedenfalls gehört zum wahrhaft großen Kritiker zeitgenössischer Dichtkunst eine besondere Begabung, die eigenen Vorurteile zu erkennen und die wahren Werte aufzufinden.

Immer noch halten sich im Hauptquartier der Geschichtsschreibung Gelehrte, die ihr Urteil am Umfang des Erfolges bilden. Man stelle sich eine Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts vor, die nach Erfolgen angelegt wäre: weder Kleist noch Hölderlin, weder Schopenhauer noch Nietzsche wären vermerkt. Die Vorherrschaft der Philologie in der Kritik der Dichtung ist vom Übel. Der Schulmeister richtet den Dichter. Wer aber rettet ihn? Denn auf das Retten, nicht auf das Rechtbehalten kommt es an.

*

Soergels große, gründliche Rettungsarbeit ist für immer mit dem klassischen Besitz der Nation an Literatur verbunden, wir Alle wissen es. Seine einzigartige, unangreifbare Bedeutung besteht darin, daß er stets nur das gesagt hat, was er zu sagen hatte. Er wußte wohl, daß man mit der Materie spielen konnte; er achtete ihre Nützlichkeit und benutzte sie nur, um sie dem ewigen Zweck dienstbar zu machen. Nicht, daß er sich zu dieser Rechtschaffenheit erst entschloß; es war seine Natur, denn er gehörte immer zu denen, die nur sprechen, weil sie nicht anders können.

Man hat sein literaturgeschichtliches Werk „Dichtung und Dichter der Zeit" als Ergänzung der Werke anderer Historiker und Kritiker betrachten wollen. In Wirklichkeit hat Soergels Werk zu allen anderen nur äußere Beziehungen. Er ist auch kein Brandes, der von Ibsens demagogischem Wein trunken „das unbewußte Ahnungsvermögen des souveränen Volkes" rühmte. Er hört den Gesamtchor der Lebenden. Er hört nicht ein Fragment, sondern „das ganze Lied der großen Seele", die große Stimme, die tausendfach befehlend und bewirkend die kleine Stimme stärkt, die unerschöpfliche Natur, den Gott. Daher „die größere Klarheit auf Kosten der Methode", der wichtigste Gewinn, trotz allem.

*

Soergel sah zunächst, wenn er von einem Klassiker reden sollte, auf die unbeschreibliche, geheimnisvolle Inspiration, die in den aktiven Geistern vor sich geht, auf die außerordentlichen Momente, die Jahrzehnte, Stilepochen und Kulturbewegungen wie ein Strahl überzucken, auf das Mysterium der imaginären Welt. Über allem stand der Satz des großen Taine, der die kritisch-historische Ehrfurcht für immer als lächerliche Manie der Gehirne diskreditiert hatte:

„Eines ist dem Menschen not: der Respekt vor der lebendigen Quelle, die er in seinem Innern birgt. Jeder von uns behüte die seinige, er hindere, daß sie gestört oder verschüttet werde, und lasse sie strömen! Der Rest, Werke, Ruhm und Macht, kommt von selbst und im Überschwang."

Von Allen müßte es immer und immer wieder abgeschrieben werden, denn hier ist ein Enthusiasmus organisch, so organisch, wie er nur je proklamiert werden konnte: daß der heutige Mensch zwei Dinge nicht aus den Händen gebe, das Gewissen, den Niederschlag des christlichen Seelengesprächs, und die Ehre.

Diese Begegnung mit dem klassischen Dichter, dem brausenden Herzen der Welt, zeitigte den spontan vorgebrachten Wunsch, daß einige, die vielleicht

ihre deutsche Erde, ihre deutschen Toten, ihr deutsches Volkstum dem Vernunftwitz opferten, selbst durch dieses Werkes Mühsamkeit und Dichte den Takt der nationalen Epopöe, der Epopöe des Enthusiasmus hindurchhören und dem Geheiß irgendwie, bald jedoch nach deutscher Art folgen werden.

*

Wo anders sollte man Soergel erfolgreicher suchen als in seinem Werk?
Er stellt tatsächlich kein System auf, keine philosophische Konstruktion, deren Teile sich unterscheiden oder ergänzen, indem sie für inneres Gleichgewicht sorgen. Und doch ist das Werk im Gleichgewicht, ist in Ordnung, ohne eine dem Ganzen nachträglich auferlegte Erklärung.
Soergel stellt sich nirgends zwischen uns und die Dichter. Die Gedanken, die sein Werk enthält, sind weder abstrakt noch außerhalb des Geistes, der sie ersonnen hat; sie wollen nicht getrennt von ihm eine besondere Wahrheit darstellen. Jeder Gedanke bleibt lebendig, in den Wortschlingen mehr zurückgehalten als gefangen. Es ist ein Augenblick der Seele, er hat ihr Bild noch nicht verloren, denn er liebt es vor allem.
Immer wieder merkt man: Soergel hängt an dem, was er fühlt. Er liebt seine ganz sicheren Gefühle, nimmt Partei für seine Vorliebe, beharrt ein wenig auf seinen Neigungen, so angenehm findet er sie; er kann sich nicht enthalten, sie den anderen zu empfehlen. Er sieht sich durch Übereinstimmung erfreut, lädt den Leser ein, es auch einmal zu versuchen. Aber er macht kein System daraus. Seine Gedanken wollen deshalb immer mit Verständnis aufgenommen sein, sie sind nur vor einem geheimnisvollen ersten Vordergrund von vollkommener Schärfe und absolut richtig, bleiben fein und ursprünglich, solange man sie nicht rückwärts berührt. Sie sind Geständnisse und verlieren ihren Sinn, sobald man in ihnen Vorschriften sehen möchte. Wenn man sie nötigte, buchstäblich wahr zu werden, hörten sie auf, es zu sein.
Um Soergels Gedanken zu verstehen, muß man wissen, „daß die Wahrheit

ein zerbrechliches Ding ist, das zerfällt, sobald man ihm zu nahe kommt." Man muß Soergel zuhören, ohne ihn einengen zu wollen. Wer die Wahrheit sucht, ist bereits an ihr vorbeigegangen.

*

Jeder unserer Gedanken neigt dazu, auf sich selbst zurückzufallen, schwer und ausschließlich zu werden; sobald man auf ihn hört, ist jeder andere ausgeschlossen. Aber Soergel hält alle seine Gedanken auf gleicher Höhe, er läßt keine Trägheit zu, er erlaubt keinem von ihnen, sich über die anderen auszubreiten und sie so zu verdrängen: wachsam verteilt er ein liebevolles Licht über alle und läßt sie gelten.

Mit allen Gedanken, die er in ständiger Bewegung hält, zehn, zwölf Stunden täglich arbeitend, ahmt er die Welt gehorsam nach. Man braucht nicht zu fürchten, daß er sie durch eine Voreingenommenheit entstelle. Er ist ein empfindlicher, denkender Spiegel, erhält sich gleichmäßig fleckenlos, sodaß seine Antwort vollkommen durchsichtig bleibt. Er gibt die Welt, die eingebildete, gedichtete Welt, lückenlos wieder, in vollkommener Treue. Ein Geist, der die Wirklichkeit achtet und sich ihr in allem stellt und nur die eine Sorge kennt, auf das Gewissenhafteste aufrichtig zu sein.

Nicht nur verstandesmäßig ist Soergel ganz auf Empfangen gestellt. Ich denke, sein Studium beginnt jedesmal mit dem staunend keimenden Glücksgefühl, nichts mehr von Unterscheidungen und Wertungen zu wissen, nichts bevorzugen zu können, damit jede Minute empfangsbereit wird.

Welche andere Minute wiegt wohl diese auf!

*

Die ganze, wunderbare Welt der Dichter spiegelt sich hier. Alle sind sie da, die irgendwie erblickt werden können. Sie haben verschiedene Gesichter, und vielleicht passen einige nicht recht zusammen. Aber zusammen schauen sie uns aus diesem Spiegel an; wir erkennen sie alle.

So wachsam ist Soergels Aufrichtigkeit, daß sie jeden Zug, selbst den störenden oder abweisenden, übersetzt und spiegelt. Man spürt an solchen Stellen ein Zögern, ein Innehalten, einen Blick brennender Bescheidenheit. Er fleht heimlich den Dichter an, alles göttlich zu machen und im Zusammenhang zu zeigen. Dahin kommt er nicht durch eine leidenschaftliche Neugierde, auch nicht durch den Wunsch einer unparteiischen, vorurteilslosen Untersuchung. Sinn und Grund sollen offenbar werden.

Soergel beschreibt auch, um Mitwisser zu haben. Er gibt sich uns, damit wir uns der Dichtung geben. Er erlaubt uns nicht, ihn an Stelle der Dichter zu nehmen und stellt sich nicht mit deren Werken aus.

Überall stehen fast beiläufig so vollendete, so abgemessene Urteile, daß man zuerst zögert, ihnen volle Bedeutung zuzumessen. Eine Hoffnung, ein Zweifel wacht einige Augenblicke über ihrer Tiefe. Aber man muß nur warten. In der Erinnerung findet man sie dann, noch zitternd wie Pfeile im Schwarzen der Scheibe.

*

Von den geringsten Leistungen, den unscheinbarsten Gebilden spricht Soergel mit aufrichtiger, gütiger Besorgtheit. Es scheint zunächst, daß er sie nicht zu berühren wagt. Dann hebt er sie mit großer Vorsicht empor, hüllt sie zärtlich in seine Worte. Er fühlt das Wunder, daß sie gerade so und nicht anders sind. Denn ebenso stark wie die Liebe zum Vollkommenen ist seine Liebe zu den Dingen, die echt und ursprünglich, aber noch unvollkommen sind. Das ist nicht nur Mitleid, auch nicht der Ruf nach göttlichem Erbarmen für sie, sondern eine liebevolle Betrachtung, eine Demut des Herzens, das Schwäche mit väterlicher Güte erfüllt.

Er fürchtet beim Schreiben, sich selbst einmal an die Stelle seiner Aufrichtigkeit zu setzen. Der Fleiß beherrscht ihn wie eine Leidenschaft; ihm ist nicht eher wohl, bis er schließlich alles knapp und genau in Worte gefaßt hat, die ge-

horsam spiegeln. Er hat halbe Tage und Nächte nur mit den Büchern zu tun und ist unablässig bemüht, sie richtig zu wiederholen. Seine Liebe ist so, daß er vor Ehrfurcht zittert; er verehrt sie und, beseelt von reiner Bescheidenheit, wünscht er von allen Lesern Begeisterung für sie.
Am stärksten berührt daher diese rührende Strenge, eine Strenge, die über alles, was er zeigt, den Glanz der Liebe breitet.

*

Man versteht Soergel immer ohne weiteres; sein Gedanke ist ganz sinnenhaft, wie jeder ursprüngliche und wirklich tiefe Gedanke. Er sucht nicht den Ausdruck einer Auslese von Gefühlen, deren feinen, aber flüchtigen, aus tausenderlei destillierten Duft. Schwer ist jeder Gedanke, gewichtig und aus den Dingen selbst geschöpft. Seine Arbeit ist keine Aneinanderreihung oder Anordnung, aber der Art des Keimens gleicht sie, ist mühselig, im Fortschritt unerklärlich; langsam und tastend breitet sie sich endlich aus.
Niemals wuchern bei Soergel die Gleichnisse wie bei den Leidenschaftlichen, die rechthaben wollen. Als Schriftsteller fürchtet er die dichterische Situation, die großartigen Gedanken, deren Auslagen ringsum die Metaphern wie Flammen aufglühen läßt. Er ist nicht gern vom Glanz seiner Ausdruckskraft umgeben und niemals außer sich. Aber die Bilder entstehen um seine einfachen Worte; von ihm erweckt erheben sie sich und enthalten alles, was zu sagen ist.
Diese Bilder entfernen uns nicht von der Dichtung, sondern im Gegenteil, sie führen uns in deren geheimnisvolle Mitte. Ohne eigentlich zu entwickeln oder zu illustrieren, weiten und vertiefen sie den Raum unseres Begreifens, wo alles widertönt. Sie haben keine poetische Bestimmung und suchen nicht unserem Geschmack zu schmeicheln, sie sind streng und durchgebildet in wohlüberlegter, langer Arbeit.
Während Soergel schreibt, denkt er vor allem daran, seine Gedanken zu be-

kennen, sie freizumachen und vollständig zu übertragen. Das Gewissen überwacht ihn ununterbrochen beschwichtigend. Dieser Zwang, diese Einschränkung aus Sorgfalt und Scharfsinn, dieser Vorbehalt machen seine Arbeit so maßvoll und unvergleichlich sicher. Nirgends findet man kühne Ergüsse oder Arabesken schwatzhafter Aufdringlichkeit. Ihre Vielfältigkeit ist streng und ganz gediegen.

*

Da die Menschen dem nicht trauen, was sie sehen, mißtrauisch gegen sich und die anderen, und wenn sie schon wissen, was sie sehen, es nicht ordnen können, brauchen sie immerfort Erklärer und Sachwalter ihrer ins Geistige mündenden Angelegenheiten, vor allem ihrer künstlerischen. Es ist durchaus nicht Soergels Ehrgeiz, im Bereich der Dichtung alles zu erklären oder zu ordnen. Er hat zu schauen. Sein Geist stellt letztlich die Frage, was es denn mit unserer Seele im Unendlichen auf sich habe, will sagen, auf welche Art und Weise wir an uns das Siegel des Planeten tragen, wie die Seele selber in den Gebilden ist und wie diese Gebilde wieder in der Seele sind. Je deutlicher der Planet in einem Gebilde ist, umsomehr ist es auch Sinnbild seiner selbst, lebt zugleich in der wirklichen und eingebildeten Welt.
Das ist Soergels Anschauung. Philosophisch gesprochen handelt es sich bei aller seiner Denkarbeit um die Morphologie einer Welt, die sich eingebildet hat. Es sind herrliche Gedanken, deren ganz klare Tiefe die Welt spiegelt und die Dichtkunst weckt nach der Kraft, mit der sie vom Bedeuten zum Sein aufsteigen, in das Reich der Identität.
Was wäre in unserer heutigen, alles verwirrenden und ins Maßlose stürzenden Zeit wert, wahrhaft Schauen genannt zu werden, wenn nicht das, was viele Seiten dieser Bücher bergen, worin dem Geist die innere ordnende Kraft eignet wie dem Kristall?!

*

Er ist mitten unter uns, fünfzigjährig ohne Alter, freudevoll in einem unversehrten Dasein.
Ich sehe ihn im Garten, an den bebuschten Wiesen hingehend, die süße Schwelgerei des Jasmin genießend, sehe ihn in die Laube treten, die Geißblatt umrankt. Er denkt an eine Formel, die ein neues vollkommenes Gedicht umfaßt und abbildet, er stellt Worte in Ordnung, die noch nicht zueinander passen.
Niemals ist er zerstreut, sondern immer gesammelt und einig. Zu keiner Zeit sind mir seine Launen bekannt geworden. Er hat keine, sondern ist immer ohne Leidenschaft gut mit sich befreundet. Sein bester Besitz ist eine große Seele. Er trägt sie in alle Augenblicke seines Lebens. Sie ist bereit, immer mitzufühlen, nicht mit Dilettantismus, sondern wie eine große, für die Sorge und Sorgfalt geschaffene Seele. Erzählt sie ihre Prüfungen, so geschieht es leidenschaftslos, glanzlos, demütig wie im Examen des Gewissens, das sie immer besteht.
In seiner Schrift wirkt diese überraschende, schnell das Herz überkommende Bescheidenheit manchmal wie Ermüdung. Es ist die Folge einer scharfsinnigen Einschränkung, die gleichwohl nichts geschwächt hat. Immer übt Soergel die Herrschaft über seine Erregungen aus. Er leitet sie, wenn er schreibt, achtsam und souverän, lenkt sie mit Hilfe seines einflußreichen, wachen Gewissens. Wie alle anderen, die sich vollkommen Herr über das fühlen, was sie sagen müssen, wendet er die geläufigsten Ausdrücke an und gibt ihnen, immer genauer unterscheidend, die letzte, starke Gemessenheit.

*

Soergel bekennt sich zu seiner Arbeit als zu einer bürgerlichen Institution ohne Vorbehalt, und zwar aus einer nicht mehr häufigen Anständigkeit, aus Gewissenhaftigkeit, aus Gewissen, aus seinem sehr deutschen Gewissen heraus, dieser zuweilen etwas wunden Eigenschaft. Denn er hat die dem

Deutschen eingeborene Schwierigkeit auch als die eigene erkannt, nämlich jene Schwierigkeit, die einer hat, der als Schauender in der Mitte ist.
In der Mitte zu sein dünkt ihn immer wieder Anmaßung; Bedrängnis in jedem bewußt gelebten Augenblick und von allen Seiten geht daraus hervor. Er weiß, daß Überspannung, Form- und Grenzenlosigkeit zu oft das Schicksal, die stets drohende Gefahr dieses Menschen der Mitte gewesen ist. Es gehört zur Menschlichkeit, Persönlichkeit zu wollen und über alles zu stellen. Was sollte man aus der Mitte heraus auch anderes wollen? Und doch erscheint der Preis etwas zu hoch, wenn für dieses Wollen Gewissen gezahlt werden muß.
Die Schwierigkeit, das Verhängnis liegt darin, daß der ganz Gerechte meist mehr Gewissen als Persönlichkeit haben muß. Diese Schwierigkeit klar erkannt und sich selbst ihr gegenüber ins Rechte gesetzt zu haben, macht den Gerechten erst als Kritiker bedeutend und verhindert jedenfalls, daß er sich im Problematischen bewege.

*

Notwendig bleibt der Gang durch diese Gedankenwelt, die Soergels Werk enthält, schließlich unzulängliches Beginnen. Auch im vorliegenden Fall soll damit nur die reine Linie angedeutet werden, in der, gleich einer wesenhaften Chiffre, der Weg dieses Geistes eingebildet liegt. Sein Anblick selbst ist einzig in dem Werk, den beiden Bänden „Dichtung und Dichter der Zeit" zu finden.
Man glaube uns, daß sie die unabhängigsten und klarsten Schriften sind, womit die übrige Produktion ähnlicher Enzyklopädien ihre Fragwürdigkeit und Mittelmäßigkeit erweist. Ist heute noch von Unabhängigkeit die Rede, so meint man damit etwas, was sich schlecht und recht vergleichen läßt. Deshalb weiß man dann mit jener Unabhängigkeit, die Soergels Werk vor allen andern auszeichnet, nicht viel anzufangen.
Inmitten dieser Aufrichtigkeit hat er nichts getan, sich selbst zur Geltung zu

bringen. Der Ruhm holt ihn niemals ein; er bleibt immer unversehrt und heil, ich sehe ihn im Geist in einer Rüstung. Es ist die Rüstung jenes heiligen Georgs, des Drachentöters, wie ihn Burne-Jones gemalt hat: wer sie gesehen hat wird sie nicht vergessen haben. Das ist keine Rüstung gewöhnlicher Art, wie sie die Ritter trugen. Sie ist wie ein Gewächs; wie die zähe Rinde einer Palmenstaude umschließt sie ihn; er kann nicht mehr aus ihr heraus, sie ist ihm an den Leib gewachsen, hat die ganze Kraft des Leibes in sich aufgenommen, ist sein Leib geworden. Was in ihr steckt, ist überall die Seele.

Vielleicht wird man dieses Traumbild ablehnen.

„Ich glaube, es ist immer eine tiefe Wahrheit, die zu den Künstlern als Traum kommt und dessen sie sich bewußt werden", bemerkt der Kundige der Seelen. „Alle Wahrheiten kommen doch zum Künstler, und um sein Werk spielen sie wie die Träume um den Schlafenden."

GEORG WITKOWSKI

SLUB
Wir führen Wissen.

GAYA SCIENZA

Albert Soergel ist im Hauptamt Gelehrter. Nicht einer von der Art des Famulus Wagner, der in sein Museum gebannt die Welt der Gegenwart höchstens am Feiertage von weitem betrachtet und zu dem der Himmel nur niedersteigt, wenn er sich über die alten Pergamente beugt. Soergels Blick faßt das Schrifttum seiner Zeit mit unermüdlicher Tatkraft, mit liebevollster Hingabe; aber es bleibt nicht dabei. Von dem Standpunkt des genießenden Aufnehmens schwingt er sich empor zu der Höhe phänomenologischer Betrachtungsart, gelangt so zu der Wesensschau und weiß sowohl dem Gemeinsamen wie dem Persönlichkeitsabdruck im Einzelkunstwerk gerecht zu werden. So ist es ihm gelungen, das reichste, zuverlässigste Bild der jüngsten vier Jahrzehnte deutschen Schrifttums zu geben, und er darf dafür dauernden Dankes gewiß sein.

Auf den ersten Blick erscheint am meisten bewundernswert in den zwei Bänden „Dichtung und Dichter der Zeit" der „Ernst, den keine Mühe bleicht". Bald jedoch erkennt man, daß ebenso stark eine andere Seelenkraft waltete und walten mußte, um befruchtend das große Werk zeugen zu helfen: die Schönheitsfreude, das ästhetische Vermögen. Nur diese Gabe befähigt dazu, das Kunstwerk als Ganzes zu erfassen, Gehalt und Form untrennbar in Einem, ihm gerecht zu werden, sein Verständnis zu wecken.

Es gibt Kunstgattungen, deren Formung sich vollendet, sobald das Innenbild aus der Seele seines Schöpfers durch dessen Hand herausgetreten ist. Das Gemälde, das plastische Bild können des Mittlers entbehren, auch der Gedanke des Architekten tritt durch die von seinem Willen beherrschten Hilfskräfte unmittelbar in die Erscheinung. Anders steht es mit allen den Künsten, die zu ihrer Aufnahme des menschlichen Ohrs bedürfen. Die Musik wird über die Einmaligkeit genialer Improvisation oder den Zufall der Gedächt-

niswiedergabe nur hinausgehoben, indem die Notenschrift das durch sie festgehaltene Gerüst der lebendigen Schöpfung zu immer erneuter Wiedergabe darbietet; vollends die Dichtung wird, sobald sie die primitiven Stufen der Volkskunst übersteigt, so sehr ihrer ursprünglichen, auf das Hören eingestellten Eigenart entfremdet, daß sie nur noch mit dem Auge aufgenommen zu werden pflegt.

Das Buch trägt die Geisteserbschaft der Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht, hüllt es in das schlichte Gewand der Lettern. Zeiten nüchterner oder prunkhafter Barbarei, wie z. B. die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, meinten, mit einem sinnlosen Schmücken dem Buche, gleich allen anderen Gebrauchsgegenständen, höheren Reiz zu leihen; edlere Gesinnung suchte von jeher das Gleichgewicht des Inneren und Äußeren auch hier so zu erreichen, daß echtes Material, charaktervolle Schrift, mit ihr zusammenstimmende künstlerische Zutaten, ein harmonisches Seitenbild, würdiger Einband in der Gestaltung des Geisteswerks dem Anspruch kultivierter Menschen genügten.

Geraume Zeit war in Deutschland der Sinn für das schöne alte Buch, das Verlangen nach einem würdigen Gewand für das Schrifttum erstorben. Erst vor einem Menschenalter erwachte er von neuem und die Träger dieser Bestrebungen wurden neben verantwortungsbewußten Druckern und Verlegern, Graphikern und Schriftgießern immer zahlreichere bibliophile Vereinigungen. Die Freude am schönen Buch einte sie alle; aber in den verschiedensten Spielarten trat die neue, zwischen Ernst und Spiel schwebende Neigung zu Tage. Die meisten Gesellschaften suchten nach allen möglichen Richtungen auszugreifen. Bibliographien, Erneuerungen älterer Drucke, Illustrationswerke, hier und da auch eine Dichtung der Gegenwart wurden in buntem Gemisch dargeboten.

Die einzige Vereinigung, die seit ihren Anfängen ohne Wanken einer um-

grenzten Aufgabe gedient hat, ist die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz, zu deren Mitbegründern Albert Soergel zählt. Wenn diese Gesellschaft mit nie wankender Konsequenz der Aufgabe diente, die deutsche Dichtung der Gegenwart ihren Mitgliedern in würdiger Form darzubieten, wenn es ihr gelang mit sicherer Wahl vollwertige Gaben aus der unübersehbaren Masse herauszulesen, wenn unsere besten Dichter den Chemnitzer Bibliophilen zu persönlichen Freunden wurden und ihnen die lange Reihe der kleinen Bekenntnisbücher schenkten, so leuchtet aus dieser stetigen engen Beziehung zum Schrifttum der Gegenwart die Analogie mit dem Lebenswerk Soergels.

Seine alles umfassende Kenntnis, sein sicheres Werturteil, seine Fähigkeit zur Erkenntnis der Werdenden haben ihm Dank und Verehrung in Fülle eingetragen. Auch andere Freunde unserer Dichtung haben dazu mitgewirkt, daß Chemnitz zu einer Art privater Akademie wurde, wo häufiger als irgendwo anders die besten Träger unseres literarischen Ruhmes einkehren und einem Kreis verständnisvoller Hörer ihre Werke vortragen; dennoch darf vermutet werden, daß der Name Soergels und die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit hierzu am meisten mitgewirkt habe. Die Bilderbeigaben zu Soergels großem Werk bezeugen bereits, mit welcher aufmerksamen Teilnahme er die Buchkunst der Gegenwart mustert. Die so erworbene Urteilskraft bewährt sich auch an den Drucken der Chemnitzer Gesellschaft. Sie sind einheitlicher als in der Regel die Publikationen bibliophiler Vereinigungen, wie im Inhalt so auch in der Buchform. Richtige Entsprechung des Inneren und Äußeren bedeutet es, wenn Drucke gleichartiger Werke durch Type, Format und Gesamtausstattung zusammengeschlossen werden. Schlichte Vornehmheit ist überall der Leitstern, und daß ihm gefolgt wurde, daß der Weg nicht in dürre Nüchternheit und Ärmlichkeit sich verirrte, das ist neben dem trefflichen, zu früh verstorbenen Drucker Jean Hoppe der Erfahrung und dem Ge-

ſchmack Soergels und der anderen Vorſteher der Chemnitzer zu danken. Glück und Verdienſt haben ſich verkettet, um auf dem vorher kaum angebauten Boden der Bibliophilie in der großen Induſtrieſtadt reiche Frucht zu zeugen. Der Lohn des Mühens iſt nicht ausgeblieben. Am Orte und auswärts haben ſich viele Hunderte von Mitgliedern der jungen Chemnitzer Gemeinde zuſammengefunden und ſie iſt jetzt nach der großen Weimarer Mutter-Geſellſchaft die zahlreichſte. Sie verdankt dieſes ungewöhnliche Wachstum dem Umſtand, daß ſie zuerſt allem Hiſtorismus entſagt hat, und die Abſicht, ſich in den Dienſt der Dicht- und Buchkunſt der Gegenwart zu ſtellen, ſo glücklich verwirklichte.

Es bedarf keiner beſonderen Prophetengabe, um vorauszuſagen, daß die Chemnitzer Grundſätze ſich in kurzem allen deutſchen bibliophilen Vereinigungen aufzwingen werden, wenn auch nicht als ausſchließliche Aufgabe, ſo doch als diejenige, der vor allen anderen zu genügen iſt. Auf der Verſammlung in Mainz hielt im September 1929 Profeſſor Chriſtian H. Kleukens eine Rede, die den Bibliophilen die mangelnde Erfüllung dieſer Aufgabe hart ankreidete. Kleukens hätte ſagen können, daß er die Chemnitzer von ſeinen Vorwürfen ausnehmen müſſe, wenn nicht deren an ſich gewiß äſthetiſch berechtigten typographiſchen Grundſätze dem eigenwilligen Denken dieſes Buchkünſtlers widerſprächen.

In dem Hauſe der Bibliophilen ſind viele Wohnungen. Hauptſache bleibt, jedes Gemach für Menſchen von edlerer Art, von Schönheitsverlangen wohnlich zu geſtalten, die eigene Freude am wertvollen Buche auszubreiten in alle Kreiſe des Volkes, überall Liebe und Verſtändnis für das gute Buch zu wecken, zumal für die Dichtung der Gegenwart.

Aus der ernſten Wiſſenſchaft Albert Soergels iſt dieſe fröhliche erwachſen, ſeine tätige, aufrichtende und aufweckende Bücherliebe. Ungeſchrieben ſteht über ſeinem Wirken hierfür das Wort Friedrich Nietzſches:

Ja! Mein Glück – es will beglücken, –
Alles Glück will ja beglücken!
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

Heute, da Albert Soergel sein fünftes Jahrzehnt vollendet, drücken mit dem wohlverdienten Lorbeer des Gelehrten und des Lehrers auch die deutschen Bibliophilen ihm den Rosenkranz aufs Haupt.

SLUB
Wir führen Wissen.

RUDOLF G. BINDING

RUDOLF G. BINDING

DER DURCHLÖCHERTE

Jedes Jahr wenn hierzulande die Christbäume auf den Märkten und Plätzen angeboten werden und in den Schaufenstern da und dort Lichterbäumchen auftauchen um sie weihnachtlich zu erhellen, steht in ihrem kleinen Schein vor mir ein Mann auf, der nun schon lange tot ist und mich doch in einer stillen Unverrückbarkeit bei ihrem Anblick bald heller bald dunkler begleitet.
Damals als ich ihm im Leben begegnete, lagen die Völker in tiefem langem Krieg verstrickt. Es ging auf Weihnacht. Junge unerfahrene Truppen haben in tage- und wochenlangen vergeblichen Angriffen während letzter Herbstmonate eines ersten Kriegsjahres bis zum Verbluten gestürmt und gekämpft. In einer schauerlichen Erschöpfung erstarren die Fronten auf beiden Seiten als ob sie sich in ihrer Ohnmacht aneinander lehnen müßten. Mühselig zieht man die dünnen Reste kaum noch erkennbarer Divisionen aus den zerrütteten Gräben und offenen Feldstellungen, die sie erstmals aufgeworfen haben, nach hinten und aus dem Bereich der Maschinengewehre und schlimmsten Geschütze heraus. Man überläßt es neuen Truppen, die Linie zu halten, tief zu legen, auszubauen, mit Eisen und Beton zu befestigen und verteidigungsfähig zu machen. Sie werden kaum gestört. So erschöpft sind die Feinde.
Dort, unmittelbar hinter den Gräben, in den dürftigen Ruhestellungen der Infanterie, fällt mir eines Tages in einem zerschossenen Dorf, darin auch ich eine Weile mit meiner Schwadron mich herumdränge, ein Mann auf, der schweigsam in der Nähe einer Feldküche an der Mauer eines Hauses auf dem Boden sitzt und sich eigentlich nur durch seine Augen mit seinen Leuten beschäftigt. Sie machen sich um die Feldküche und ihren Inhalt zu schaffen. Er ist ein kleiner trockener Hauptmann mit einer guten etwas zu großen Nase und graublauen Augen. Keine Bewegung, kein Befehl, kein Zuruf

scheint wichtig genug um von ihm auszugehn. Er schweigt und verfolgt nur mit haftenden Blicken, die die Dinge angreifen und ankrallen wie die Fänge eines Sperbers, die Vorgänge vor ihm. Er sitzt, die Knie halb angezogen und die Füße in die abschüssige vertiefte Regenrinne der Straße gestellt, und schweigt und scheint zu frieren. Hand gegen Hand ruht in den Ärmeln seines Mantels wie in einem Muff.

Da ich herantrete und eine Frage an ihn richte – welchem Regiment er angehöre – steht er auf, ohne die Hände aus ihrer Lage zu lösen. Er antwortet eine Weile nicht. Er verfolgt wieder etwas mit den Augen. Dann nennt er ohne mich anzusehen die beiden Nummern des Regiments und des Bataillons, da ihm seine Verfolgung erlaubt diese Angaben an mich zu wenden.

Also wußte ich –: er hatte im Dickicht gelegen. Aber er sagte nichts. Er schwieg. Er trug das Eiserne Kreuz erster Klasse als einer der ersten aus diesen Truppen. Aber er schlug den Mantel nicht auseinander. Er fror in seinem Herzen. Die Hände froren nicht; es war sein Herz das fror und das er in diese Stellung und in die Ärmel seines Mantels barg. Ich verstand.

Damals erfuhr ich von neuem daß Erleben schweigsam macht und sparsam mit dem Wort. Aber da er und ich uns noch einige Male sahen, er ein und das andere Mal auch bei mir eintrat während der wechselnden Ruhe die in der nächsten Zeit diesen Truppen gewährt werden konnte, habe ich seine Geschichte von ihm vernehmen dürfen, wie er sie zögernd und immer noch frierenden Herzens mir preisgab.

„Sehen Sie" sagte er halblaut und mehr um es zu verschweigen als um es zu erzählen, „ich lag ganz vorne mit meiner Kompagnie: links nichts und rechts nichts und hinter mir nichts. Wir hatten aber den Befehl den Schützengraben zu halten. Dann kamen die Granaten. Sie tasteten sich so langsam heran als ob sie Zeit hätten; bis eines der dicken Geschosse saß und kein Graben mehr da war, sondern nur ein weicher breiiger Erdtrichter. Das war

an der äußersten Stelle. Dann fraß es näher mit vielen vielen Schüssen. Wir mußten liegen. Wir hatten ja den Befehl! Maschinengewehrfeuer war schon mehr nur noch ein Regen der von Westen kam wie der Wind. Aber die Granaten. Der nächste Erdtrichter, nicht allzu weit vom ersten. Wir mußten einen Teil des Grabens räumen. Ich sandte nach hinten. ‚Kommt denn nichts rechts oder links oder hinter mir?' Es kam nichts; nichts von Unterstützung. Die Reserven waren anderswo eingesetzt. Es kam nur der erneute Befehl den Schützengraben zu halten. Also lagen wir. ‚Können wir nicht zurück, Herr Hauptmann?' bat einer der noch nie gebeten hatte. ‚Nein!' Und wir lagen. Wir warteten auf die nächste Granate; rechneten uns aus daß unser Graben kürzer und kürzer würde und wir bald ohne alle Deckung im freien Erdreich liegen würden. Wir lagen ja auch nur da – schießen –? gegen was konnten wir schießen? Wir lagen. Wir lagen bis die Nacht kam. Da war nicht mehr viel übrig was man Graben nennen konnte. Aber das Aufatmen kam. Dann kam noch ein Tag und mit ihm die taltenden Geschosse. Und dann kam noch eine Nacht. Und dann kam die Ablösung!"

Ich las in seinem Schweigen das nun einsetzte. Ein in seinem Erinnern erstarrtes Bild ließ ihn verstummen. Es war das Bild von Toten um ihn. Sie mehrten sich und keiner fragte noch ob er zurück könne. Am Ende waren sie nur da und alles Leben war fremd, unwirklich und wie aus einer andern Welt. Nach einer langen Weile sagte der Hauptmann, als ob er aus jener andern Welt zurückkäme und sich besänne: „Die schweren Granaten fliegen so langsam. Man hört sie kommen. Von fern her. – Wir mußten eben liegen bleiben."

Es war unheimlich in dem kleinen Raum geworden in dem wir saßen. Wenn ich ihn so ansah in seiner flachen und fleischlosen Durchsichtigkeit und seinem ewigen Frieren, machte er mir den Eindruck als ob er eigentlich von Maschinengewehr- und Infanteriemunition völlig durchlöchert sein müsse. Diese schlanken

Geschosse hatten keinen langen Weg zu durchlaufen um ihn von vorn nach hinten zu durchbohren. Er hinterließ nach seiner Erzählung auch den Eindruck als sei er durchlöchert – wie die aufgeklebte Figur eines Mannes auf einer Schießscheibe die sich daraus nichts macht. Er stand auf, verabschiedete sich von mir ohne die Hände aus den ineinander gesteckten Ärmeln seines Mantels zu nehmen und sagte fast wie eine Entschuldigung: „Ich gehe mit der Kompagnie bald wieder nach vorn." –

Als die Weihnacht nahe war, schickte ich rechtzeitig in sein Quartier um ihn fragen zu lassen, ob er den Abend eine Stunde mit mir verbringen wolle. Aber es hieß, er sei über die Feiertage mit seiner Truppe in den vordern Gräben eingesetzt. Er hatte es sich, wie ich erfuhr, bei dem Kommandeur der Division in einer diesem willkommenen Unterbrechung der Ablösungsordnung für die Kampftruppen ausbedungen.

Er war nach vorne geflohen. Ich sagte mir daß er recht habe. Auch viele andere kam es schwer an. Wir hätten uns am liebsten jeder verkrochen. Wie sollten wir es anfangen, da draußen das Fest des „Friedens auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" zu begehen? Die Menschen sandten sich den Tod hinüber und herüber.

Zudem hatte man von der Heimat aus in der fast wahnsinnigen Hoffnung, uns draußen damit einen Weihnachtsgeschmack zu verschaffen, allenthalben ein groteskes und schauerliches Liebesgabengetriebe für Mann und Offizier in Gang gebracht. Es entsprach heimatlichen Anschauungen daß jeder reichlich draußen seinen Anteil an der Heimat haben müsse. So erschienen denn zwischen tausend Paketen von genüglamen Zigarren und mäßiger Schokolade, zwischen schweren Bergen selten irgendwie nützlicher Wollsachen, zwischen Körben von verdächtigen und kaum wertbaren Schaumweinen, neuigkeitslüsterne Liebes- und Wohltätigkeitsgesandte in protzigem Auftreten und jeder in irgendeiner Uniform auf ihren frisch fabrizierten Autos

im Bereich jener Ruheſtellen, verteilten planlos ihre Schätze und ſchöpften aus alledem die Berechtigung, als kurzlebige Helden in der Heimat vom Krieg zu erzählen.

*

Ein ganzes Jahr verging währenddeſſen ich den Schweiger ſelten ſah. Wir lagen noch ſo ziemlich an derſelben Stelle. Jeden Tag um dieſelbe Zeit ſchoß die Artillerie hüben und drüben die ihr zugebrachte vorgeſchriebene Munition auf ſelten ſich ändernde Ziele – nur mit dem Unterſchied, wenn es einer war, daß unſere Geſchütze in der Morgendämmerung nach Weſten und die feindlichen in der Abenddämmerung nach Oſten ſchoſſen. Als Weihnacht heranrückte, glaubte ich es wagen zu dürfen. Man hatte ſich die übertriebene Liebesgabenzufuhr verbeten – wenigſtens für die Diviſion der der Hauptmann und ich angehörten – was nicht hinderte daß einiges Wohlgemeinte, Beſcheidenere und Sinnvollere zum Feſt den Weg zu uns fand. Doch war es immer noch zu viel.

So rüſtete ich am Weihnachtsabend aus Dingen die mir mehrfach oder überreich zugekommen waren auf dem Tiſch meines Zimmers eine kleine Beſcherung – nicht für mich ſondern für irgend jemand dem es Freude machen könnte. Am Ende, ſo dachte ich, würde ich dieſe Dinge den letzten Leuten der Olmühle ſchenken die ſo viel verloren hatten und die meine jungen Freiwilligen, meine Offiziere und auch manchen Gaſt hilfreich und anſtändig mit dem verſorgten was wir uns ſonſt hätten nehmen müſſen, als ich jemand draußen im Dunkel der ſchmalen Treppe nach meiner Tür hin taſten hörte und da ich ſie öffnete der Durchlöcherte vor mir ſtand, die Hände in den ſich begegnenden Mantelärmeln vergraben wie immer.

„Sie haben letztes Jahr nach mir geſchickt" ſagte er; „da bin ich." Ich war betroffen daß er daran gedacht hatte, während ich mich diesmal nicht um ihn

gekümmert hatte; da er mir nun aber wie in einer Art Dankbarkeit für etwas das er gar nicht genossen hatte die selten gebotene Hand hinhielt, schüttelte ich sie – wie ich glaube das erstemal.

Wie erwärmt knöpfte er seinen Mantel langsam auf, schlug ihn ein wenig auseinander und ließ sich, während er mit seinen angreiferischen Augen die kleine Bescherung übermaß die auf dem Tisch aufgebaut war und ziemlich kümmerlich von zwei Stearin-Kerzen angeschienen wurde die auf dem dürftigen Kaminbrett in der Ecke brannten, vor ihr auf einen Stuhl nieder; er ließ dabei nicht einen Augenschlag die Dinge aus seinem Blick los die dort standen. „Für wen ist dies?" fragte er, da er sofort begriff daß ich mir nichts selber aufbauen würde. Ich sagte ihm, ich wisse es eigentlich nicht; wenn es ihm Freude mache – für ihn.

Er schwieg. Es standen nur wenige Gegenstände auf dem Tisch: ein Pack braune Lebkuchen mit großen gelben Mandeln in der Mitte, eine Flasche Schwarzwälder Kirschwasser und ein kleines künstliches Weihnachtstännchen, eine leichte dreiseitige Pyramide aus dünnen Stöckchen, zu denen schmächtige grün gefärbte Papierraupen liefen die die Tannennadeln vorstellen mußten. Auf den Pyramidenkanten aber staken in gleichmäßigen Abständen je drei mäßig dicke Lichter als die Hauptsache an diesem Bäumchen in kleinen hölzernen Haltern und zu diesen neunen prangte auf der Spitze ein zehntes. Das war die ganze Bescherung, wenn man nicht ein Stück buntes Band quervor, das oben irgendwie versteift war und ein Buchzeichen abgeben sollte, mit hinzurechnen wollte.

Der Hauptmann hatte diese Dinge aus seinem Auge entlassen. Er lehnte nicht ab und nahm auch nicht an. Er hatte den Stuhl etwas von dem Tische zurückgeschoben bis an die Wand, aber er blieb in seiner Reichweite. Darauf blickte er stumm und wie zu Stein geworden in sich hinein. Es war jenes erstarrte Bild in seinem Innern das ihn verstummen machte wie damals – jenes

starre Bild mit dem er wohl schon wie mit etwas Vertrautem umging und auf das er sich offenbar verließ wenn ihn etwas anfocht.
Nach einer Weile regte er sich; doch schwieg er noch immer, aber er tat es in einer ernsten Freundlichkeit und das starre Bild war nicht mehr in ihm. Während wir noch so saßen kamen schwere und eifrige, mir wohlbekannte Schritte die Treppe hinan. Es war mein Wachtmeister der meldete, in einer Viertelstunde sei die Schwadron drüben in ihrer Kantine angetreten zur Weihnachtsbescherung. (Etwas anderes gab es für ihn nicht als daß die Schwadron antrat.) Der Wachtmeister ging wieder.
Ich blickte den Hauptmann an. „Bleiben Sie?" fragte ich. Er wußte sehr genau, wie sehr ich mich gefreut hätte und daß ihm kaum etwas Unangenehmes begegnen würde – mit falschen Worten, mit falschen Mitteln am falschen Ort und unter Verfälschung der Gefühle.
„Nein" sagte er. – Und dann sehe ich etwas – ich sehe es noch – was mich hinbannt; was mir plötzlich die Pulse bis zum Zerspringen in die Schläfen jagt, was meinen Blick völlig aufzehrt und mich atemlos und regungslos an meinem Platze hält; – ich sehe wie er, während er ganz langsam weiter spricht, aus einer Streichholzschachtel, die für das Anzünden der Kerzen und für meinen Gebrauch bei den Dingen auf dem Tisch lag, ein Hölzchen nimmt, es anstreicht und eines der Kerzchen an dem künstlichen Tannenbaum in Brand setzt. „Nein" sagte er ganz ruhig; „sehen Sie: – ich – bin – ein – Mann – der – nicht – mehr – Weihnacht – feiert." Und bei jedem Wort streicht er ein Streichholz an, spricht bedächtig und ohne das Bäumchen aus den Augen zu verlieren das nächste Wort, zündet das nächste Lichtchen an und löscht das Streichholz vorsichtig indem er es ausbläst und auf den Deckel der Schachtel legt, die er mit der Linken halbgeöffnet auf dem Tisch in ihrer Lage hält. –
Als die zehn Lichter, die er so umständlich und feierlich berührt hatte, endlich brannten und in ihrer Anordnung wirklich einen gewissen Glanz um sich

breiteten – sie wußten ja nicht was sie mehr sollten – stand der Hauptmann auf. „Sie müssen jetzt hinüber geh'n" sagte er mit Hinweis auf meine wartenden Dragoner. Er knöpfte den Mantel zu, nahm das kleine Bäumchen wie ein ihm anvertrautes Stück vom Tisch und ging, indem er mir freundlich und ernst zunickte, neben den sich biegenden Flammen zur Tür hinaus. Draußen begann er bedächtig die Treppe hinab zu steigen.

Noch ganz umrätselt folgte ich und starrte ihm nach wie er die Stufen hinunter ging. Ich konnte mir mit den gewagtesten Vorstellungen nicht erklären, was er mit dem brennenden Weihnachtsbaum in seiner Hand anfangen sollte. Es sah hilflos und verzweifelt aus was er tat. Der flandrische Wind würde die Lichter sofort auslöschen wenn er nur aus dem Hause trat. Wollte er von den Dingen vor denen er gesessen nur eines mitnehmen um nicht alles lieblos auszuschlagen was ich ihm bot?

Da gewahrte ich, nun schon von oben in sein von den Kerzen belichtetes Gesicht schauend, was in ihm vorging und daß er sozusagen nur halb tat was er tat. Er traumwandelte die Treppe hinunter. In seinen Zügen war noch einmal jene andere Welt, und was er da an Licht in seiner Hand hielt war nur ein Gegengewicht, irgendeine kleine erhellende ahnungslose Hoffnung, in dem gewaltigen Dunkel das um ihn schwieg.

Ich flog ihm nach – ich wollte ihn halten, bei der Hand ergreifen. Zu spät. Als ich die Haustür aufriß aus der er eben gegangen war, war er verschwunden – in den weißen regungslosen feuchten Nebel aufgelöst. Nur ein kleiner Schein, den ich nicht rufen konnte, entfernte sich rasch.

*

Ich habe den Durchlöcherten nicht wieder gesehn. Nach einigen Monaten wurde er mit einer jungen von ihm geführten Sturmtruppe nach dem Osten gerufen und fiel in den großen Angriffen der russischen Front in Galizien.

HANS FRIEDRICH BLUNCK

SLUB
Wir führen Wissen.

VON EINEM ROSENGARTEN

Da war einmal ein Kind, das hatte seine Eltern verloren und war von den Elfen aufgenommen. Als es aber wuchs und wuchs, da sind die kleinen zarten Frauen doch ängstlich geworden, sie haben es zu den Menschen heimkehren lassen und es zu den Mönchen ins Kloster gegeben, die nahmen ja damals die Findelkinder auf.

Nun haben die Männer sich zuerst sehr gewundert über das fremde Kind, das solch älterliche Sprache führte, wie man sie kaum mehr kannte, aber es war so hübsch und frisch, sie haben doch Freude daran gewonnen. Und als der Gänsehirt eines Tages auf Wanderschaft ging, da sagten sie dem Knaben, er solle die Gänse austreiben und hüten.

Als nun einer der Mönche vorüberkam, um nachzuschauen, ob das Kind auch nach ihrer Weisung tat, da sah er, daß alle Gänse beieinander waren. Und er sah auch, der Knabe hatte kleine Stäbe kreuzweise rundum gesteckt, die Tiere konnten nicht darüber hinaus äsen.

Er kam also heim ins Kloster und erzählte davon, und die Brüder schüttelten die Köpfe über solch Zauberwerk. Schließlich meinten sie, es sei wohl besser, weil der Knabe doch schon groß und stark war, ihn zum Mähen zu schicken.

So sandten sie ihn also am nächsten Tag in der Frühe aus und gaben ihm eine neue Sense mit. Aber der Knabe nahm, um den Mönchen eine Freude zu machen, drei alte Schneiden dazu. Und als er auf die Wiese kam, legte er auch die drei alten Sensen aus und mähte mit der neuen allein. Da mähten die drei alten mit und schritten mit jedem seiner Schritte und hieben zu jedem seiner Hiebe ins Gras hinein.

Das sah ja nun wieder einer der Brüder und erzählte es den anderen. Und

sie beschlossen, am nächsten Tage den Knaben lieber zum Fischen zu schicken, so gern sie auch sahen, daß er vier Wiesen an einem Tag mähte.
Nun kannte der Bursch ja die Watermöhme sehr gut, und als die guten Brüder ihn zum Fischen schickten, da ließ er die Netze Netze sein, ging zu der alten Frau und erzählte, wie freundlich die Menschen mit ihm seien und wie gern er einen schönen Beutel der allerbesten Fische für sie heimgebracht hätte.
Und das Weib war gutmütig und gab ihm Fische, so viel er wollte. Aber die Mönche kamen hinzu, sie sahen, daß die Netze unberührt waren, und ihnen wurde unheimlich zu Mute.
Da schickten sie den Bursch am nächsten Tag aus, um den Birnbaum zu schütteln, und legten sich auf die Lauer und wollten sehen, wie er es fertig brächte. Der Knabe kannte ja alle kleinen Hollerfrauen, er rief das Birnweiblein und bat sie, ihm vorsichtig einen großen Korb voll Birnen zu pflücken. Dafür erzählte er ihr vom lieben Gott, wie er es von den Menschen gelernt hatte, erzählte so schön, daß das Weiblein Tag und Nacht nur noch daran dachte, wie sie ihn immer bei sich behalten könnte. Aber die armen Väter hatten ja nicht gehört, was er der Birnenfrau erzählte, sie hatten nur gesehen, wie ihm eine aus den Zweigen Frucht an Frucht herunterreichte. Und sie steckten die Köpfe zusammen, beschlossen, solche Zauberei müsse unschädlich gemacht werden, und warfen den Jungen in des Klosters tiefstes Verließ.
Nun waren da aber auch welche, die fanden nichts Schlechtes an dem Burschen, er war so freundlich und gelehrig und hatte große Freude an allen Dingen, in denen sie ihn unterwiesen hatten. Die meinten ja, es sei nicht recht, ihn in den Keller zu werfen, und bekamen Erlaubnis, auszuschauen, was der Junge da unten triebe, ob es Gott gefällig oder ungefällig sei. Aber auch die, welche über die Hexerei ergrimmt waren, gingen mit ihnen, und sie blickten leise einer nach dem anderen durch das Speiselöchlein.
Da spielte der Bursch mit kleinen goldenen Stricknadeln, das waren die letzten

Sonnenstrahlen, die er erhascht hatte, ehe sie ihn in die Tiefe warfen. Und er baute Worte und Sprüche daraus. Und als ihm das über war, rief er die Mäuslein, die durch den Keller huschten, und ließ sie an Stricken ziehen, die er um den Ringfinger gewunden hatte, da klangen seine hohlen Hände wie kleine Glocken, sie klangen so schön, die Unterirdischen kamen und gruben sich einen Weg zu ihm. Da hatte er ja Gesellen, und die Lauscher mußten hören, wie er mit ihnen den lieben langen Tag die Lieder sang, die sie ihn gelehrt hatten zu Gottes Preis.

Da waren die Mönche gerührt über solch frommes Tun. Sie holten den Knaben aus dem Keller, aber sie setzten auch ein großes Schreiben an den Bischof auf, er solle eilig kommen und selbst über den Fall zu Gericht sitzen.

Und der Bischof, der ein sehr frommer Herr war und gern von guten Wundern hörte, aber auch doppelt aufgebracht gegen alle schlimmen Künste war, machte sich stracks auf den Weg, um den Mönchen mit seinem Rat beizustehen.

Wie der hohe Herr nun eilig ritt, um noch zum Abend zu dem großen Heidkloster zu kommen, da lief auf einmal ein kleines Mädchen neben ihm her, fast zu klein für ein Menschenwesen. Die bot ihm im Eilen Birnen an und der Bischof, der sehr durstig war, nahm davon und segnete das Kind dafür. Und er fragte auch, ob sie eine Bitte vorzubringen hätte.

Ach, sagte sie, ihr Liebster sei gefangen, ob er ihr nicht helfen wolle?

Er wolle sehen, sagte der Bischof, jetzt habe er eilig zu reiten und sie möchte morgen zu ihm kommen. Aber als er sein Roß anspornte, auf einmal ritt auch das Mädchen auf einem kleinen Holzpferdchen, just so rasch wie er selbst, und bat, doch gleich heute zu helfen. Und wie des Bischofs Doggen, die ihn begleiteten, das fremde Pferdchen anfielen, sprangen auf einmal kleine Holzhunde unter den Füßen des Pferdchens heraus und wehrten die großen Tiere ab. Da graulte dem Mann, er ritt schnell und schneller und achtete vielleicht

nicht so auf den Weg, wie er es hätte tun sollen. Und er spornte seinen Rappen und geriet immer tiefer in einen großen Wald, den er nicht kannte. Voll von Fingerhut war der Grund, rotem und weißen, so weit er nur sah, die Wipfel waren voller Stimmen und Gesichter, die ihm nachschauten. Und ein Fluß rann hindurch, über den führte eine Brücke aus lauter Gold. Da merkte der Reiter, daß er sich in ein fremdes Land hatte verleiten lassen, aber es gab keinen anderen Weg, der arme Bischof mußte wohl über die Brücke.

Und er irrte tiefer und tiefer in den Wald. Endlich wurden die Bäume lichter, führte der Weg in den herrlichsten Rosengarten hinein. Der hohe Herr wußte jetzt, er war in eine heidnische Welt geraten, er sprengte hierhin und dahin, um hinauszufinden, aber es waren nur Rosen, herrliche Rosen, weiße, gelbe und rote, durch die er ritt, kleine Hütten dazwischen, wundervoll überschnitzt und mit Blumen geziert und von fremden Leuten bewohnt, die er nicht kannte.

Endlich, als er nicht mehr weiter wußte, sah er wieder das Mädchen, das an seiner Seite ritt. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, ihm zu verzeihen, da sprach er es an und bat es, ihm doch seinen Weg zu zeigen. Er wolle zum Heidkloster, sagte er, und er solle ein Wunder sehen, das sich da begeben hätte; ach, er hätte es so eilig, und sie möchte ihm freundlich zu Hilfe kommen.

Da lachte das Mädchen und sagte, aus dem Garten könne sie ihn nicht herausführen, aber sie habe einen Liebsten, der könne Wunder tun, und sie wolle sehen, was die vermöchten. Und sie rief weither die Unterirdischen zusammen, die im Keller des Klosters zu dem Gefangenen gekommen waren, und bat sie, zu singen. Da liefen die Kleinen herbei und wußten ein herrliches Lied Gott zum Preis, das hatte der Bursch ihnen beigebracht. Da rief die Birnfrau die Mäuse, die ihren Liebsten besucht hatten, und ließ Halme aus ihren Händen niederhängen. Da zogen die Tierchen daran, und es läutete wie von kleinen Kirchenglocken, aber fröhlicher und heller; den Reiter

überkam eine tiefe Andacht vor solch herrlichem Klang, der des Himmels Wunder pries.

Und das Mädchen rief wieder, da kamen kleine goldne Nadeln geflelzt, taten sich zusammen und lagen im Gras gleich wie ein frommer Spruch. Und der Bischof las ihn, stieg vom Pferd und kniete nieder, so schön waren die Worte, die er vom ewigen Vater las. Und er war so entzückt über die Wunder rundum, er segnete das Mädchen und sagte ihm, solch gute Gaben ihres Liebsten kämen gewiß von Gott und in solch frommem Garten möchte er all seine Schäflein wissen.

Da war ihm mitten in seinen Worten, als habe sich der Rosengarten aufgetan und wieder geschlossen, und das Kloster, das er sich wünschte, lag vor ihm zwischen den Blumen, die Mönche strömten heraus und begrüßten ihn. Und auch der Bursch war dabei, der von den Holden im Wald zu den Menschen gekommen war – der Bischof erkannte ihn gleich, weil das Mädchen ihn küßte. Aber der hohe Herr hat nicht mehr zu richten noch zu verzeihen gehabt, der Spruch glänzte vor seinen Füßen, die Glocken klangen, und in den Hütten sangen fremde Stimmen von Gott.

Und der Bischof ist drei Tage in seinem Kloster zu Gast gewesen und hat zu Irdischen und Unirdischen herrlich von den Wundern der Himmlischen und ihren liebsten Kindern gesprochen. Dann hat ihn der Bursche heimgeführt, wie es ihm versprochen war, und er ist die Straße in seine Stadt geritten. Aber das Kloster in der Heide ist seitdem verschollen, kein Mensch hat es je wiedergesehen.

SLUB
Wir führen Wissen.

FELIX BRAUN

SLUB
Wir führen Wissen.

VORSPIEL ZU EINEM „DON JUAN"

Halle Don Juans. Zwei hohe Fenster an der Rückseite. Dazwischen eine Art Thronsitz mit Pult. Don Juan sitzt dort, ein Buch lesend. In der Mitte Tisch, Sessel herum. Links eine lange, niedere, mit rotem Damast bespannte Wandbank. Bücher auf einem Bord, in einem Ständer, auf dem Boden verstreut. Dämmerdüster eines frühen Herbstabends.

Don Juan: Nun genug! Wozu noch lesen?
Ja, genug! Was sollen Bücher?
Dunkel wird es schon. – Genug!

(Er schließt das Buch heftig, erhebt sich, geht zum Fenster rechts, wo er lang, die Hände am Rücken verschränkt, stehen bleibt)

Noch ist nicht das Licht hinab.
Über unsre Dächer nur
Sank die Sonne, aber wer jetzt
Träte an den Rand des Meeres,
Sähe voll die Feuerscheibe,
Weinrot glühend, purpurwallend,
Überm grauen Nebelrauch.
Wär ich eines Fischers Sohn,
Der am Fenster sitzt beim Flicken
Seines Netzes oder Segels,
Wie dies Buch dort legt' ich nieder
Meine Arbeit, ging zur Türe
Und gewahrte schon das Leuchten
Auf dem Wasser, an dem Himmel,
Zauberfarbne Wolken schweifen
In des Ostens tiefes Weiß. –

„Wär ich" – „wär ich" immerzu!
Doch ich bin nur, der ich bin,
Der hier lebt seit vierzig Jahren
Im Geschlechterhaus der Ahnen
Zu Sevilla, Don Juan.
Hier geboren – hier verloren.
Hier geträumt die Knabenträume,
Hier beweint die toten Eltern,
Hierher heimgeführt die Gattin.
Noch nicht vier und zwanzig Jahr
Zählt ich damals, und auch sie war
Wenig jünger. Nun ist's dunkel.
Nun ist auch am Meerstrand Nacht.

Nein, dort nicht. Dort streifen lang noch
Farbenscheine über's Blau hin,
Und nicht stört das ockergelbe,
Safranrote, violette
Frohgewölk ein kleiner Stern.
Nun, auch hier erblinkt schon einer.
Und so ist der Tag vollbracht.

Ist vollbracht wie alle Tage.
Ist vollbracht für nun und ewig.
Und ich werde bald gerufen
Zu dem Tisch des Abendessens:
Leporello wird die Speisen
Bringen und die beiden Gläser,

Und den dunkelroten Wein
Gießt er ihr erst, mir dann ein.
Und wir werden wieder sprechen,
Was wir gestern schon geredet,
Ehegestern, ehvorgestern,
Jeden Tag, wie ihn der heilige
Gregor in das Jahr gesetzt.
Und ich werde wieder sagen:
„Schön ist Euer Kleid, Elvira."
Und sie wird mir lächelnd danken,
Wie sie mir am ersten Tage
Unsrer Ehe schon gedankt.
Von dem Haushofmeister werden
Wir dann sprechen, lang beraten,
Was wir mit dem jüngstgebornen
Kind der Gärtnerstochter tun.
Oh, wie ist das alles öde!
Und doch scheint es voller Frieden.
Und so muß ich undankbar
Selbst mich schelten. Wie Elvira,
Edel, gütig, reicher Seele,
Fand ich keine andre Frau.

(Glockenschläge)

Sieben Uhr schlugs. Wo nur bleibt
Leporello? Mit dem letzten
Glockenaushall trat er immer
Sonst herein und rief zum Mahl.
Ist er krank? Verschliefs der Schlingel?

Richtig! Urlaub gab ich ihm,
Daß er sich das Fest besähe,
Das sie feiern in dem Garten
Donna Isabellas. – Kehrt er
Wieder nicht zu seiner Stunde,
Widerruf ich die Vergunst.

Jetzt ist's volle Nacht. Ich muß mir
Selbst das Licht anzünden, wie der
Sohn des Fischers in der Hütte.
Doch zu dem kommt, wenn die Lampe
In der Fensterluke leuchtet,
Heimlich eine Seejungfrau.

(Er wendet sich weg. Es klopft)

Ja! Wer ist's?

Donna Elvira (tritt ein, eine Fackel in der Hand):
Ich bin es, Herr!

Don Juan: Bringt Ihr Licht?

Donna Elvira: Ich möcht es bringen.

Don Juan: Nun, so zündet an.

Donna Elvira: Es sei.

(Sie entflammt den großen Kerzenluster, der von der Decke niederhängt.
Dann löscht sie die Fackel am Steinboden)

Don Juan (halblaut): Wie der Tod.

Donna Elvira: Was meint Ihr, Herr?

Don Juan: Wie der Tod auf alten Bildern
Löschtet Ihr die Fackel aus,
Sie erstickend an der Erde.

Donna Elvira: Aber seht – das viele Licht!
Don Juan: Vieles Licht – und doch, wie düster
Brennt's nicht! Oder scheint's nur mir so? –
Ist schon Zeit zum Abendessen?
Donna Elvira: Eines Dieners Pflicht erfüll ich
Nun zum zweiten Mal und lade
Selber Euch zum Abendtisch.
Don Juan: Hohe Ehre – seid bedankt.
Donna Elvira: Kühler Dank ist auch willkommen,
Wo wir gern ein Gutes tun.
Don Juan: Ja, Ihr tut das Gute gern.
Euer Herz hat längst das sichre
Anrecht auf das Paradies.

Donna Elvira: Spottet nur! Ich aber werde
Nicht ablassen, Euch zu dienen,
Weil mich nichts so sehr beglückt,
Als zu tun, was Euch behage.
Laßt mich nun des Dieners Stelle
Ganz verwesen. Heute wollen
Wir allein sein ohne fremde
Angesichter, speisen, trinken,
Sprechen, innig miteinander,
Wie man sagt, dies sei die Sitte
Bei den Deutschen, wo aus Liebe
Sich der Mann das Mädchen wählt.
Don Juan: Wählte ich Euch nicht aus Liebe?
Donna Elvira: Ja, das sagt Ihr stets.

Don Juan: So glaubt es
Auch: ich pflege nicht zu lügen.
Donna Elvira: Still – ich glaub es ja so gern!
Don Juan: Bei den Deutschen, heißt es, deckt die
Hausfrau selbst den Tisch.
Donna Elvira: Ich tu es.
Don Juan: Doch sie kocht auch selbst die Speisen.
Donna Elvira: Don Juan, ich tat es heut.
Don Juan: Wie? Mit Euren Küchenmägden
Habt Ihr Euch gemein gemacht?
Donna Elvira: Zürnet nicht! Ich landte alle
Zu dem Fest. Wer aber sollte
Kochen, wenn nicht ich, mein Herr?
Don Juan: Nun genug! – So sei's – So sorgt
Für den Tisch! – Genug! – Ich danke
Euch ja sehr für soviel Sorgfalt,
Soviel Liebe. – Doch nun – nein, den
Tisch laßt, wie er ist! Die Speisen
Bringt mir und den Griechenwein.
Donna Elvira: Wie? Den schweren?
Don Juan: Eben diesen,
Donna Elvira: Sonst doch trankt Ihr –
Don Juan: Eben diesen,
Sagt' ich!
Donna Elvira: Herr, wie's Euch geliebt.

(Ab)

(Don Juan seufzt auf, tritt wieder zum Fenster, sieht hinaus, dann wendet er sich heftig um:
Ein fremder Mensch ist durch die Türe eingetreten)

Der Fremde: Gruß und Ehre, Don Juan!

Don Juan: Wer seid Ihr?

Der Fremde (seinen Mantel entfaltend, prunkreiche Kleidung zeigend):

Der Abgesandte
Der Marquesa Isabella.
Zu dem Feste lädt sie Euch,
Das sie gibt in ihrem Garten.

Don Juan: Sage Deiner Herrin Dank.
Doch sie weiß, daß ich niemals
Mich zu einem Fest begebe.
Viel zu ernst ist alles Leben,
Als daß uns ein Fest erlaubt sei,
Außer denen, die die heilige
Kirche uns zur Feier weiht.

Der Fremde: Donna Isabella weiß,
Wie Ihr denkt. Durch meinen Mund
Hält sie dieses Euch entgegen:
Viel zu ernst ist Euer Leben,
Als daß Ihr's, wie Ihr es führet,
Länger weiter führen dürft.
Wie ein Greis, nicht wie ein junger
Mann, der Ihr noch seid an Jahren,
Schlosset Ihr Euch in dies Zimmer
Bei den staubigen Büchern ein.
Wartet doch, so rät die Herrin,
Bis das Haar Euch nicht mehr schwarz blinkt,
Bis sich schärfer noch die Falte
Zwischen Mund und Wange kerbt.

Denn es jammert Eure Freundin,
Wie Ihr Euch lebendigen Leibes
Einsargt in das Pergament –

Don Juan: Nun genug! Ich komme nicht.

Der Fremde: Unterbrochen habt Ihr, Herr,
Einer Dame Rede: denn ich
Bin hier nichts als nur ein Mund.

Don Juan: Der sich schließe und verstumme!

Der Fremde: Wohl. Doch kam ich nicht allein.

(Er winkt)

(Eine grünverschleierte Frau erscheint, öffnet den Domino:
– sie ist ganz in leuchtendes Grün gekleidet)

Don Juan: Was sind das für Faltnachtspossen?

Die Grüngekleidete:
Kennst du mich noch?
Als Knabe, oh wie liebtest du mich doch!
Geträumt von mir
Unendlich wehe Nächte hat es dir.
Doch keiner kann
Die Sehnsucht ganz verwinden, Don Juan.
Du plagst dich sehr,
Mich zu vergessen. Heut doch kam ich her
Und rufe dich.
Komm, löse dich von dir und suche mich!

Don Juan (nach der ersten Befremdung):
Spielt Ihr hier Theaterstücke?
Ich bin nicht Don Felix Lope,
Nicht Don Pedro Calderon.

Der Fremde: Um Vergebung bitten wir.
Doch uns sandte unsre Dame.
Über alles in Sevilla
Ist ihr heute dran gelegen,
Daß Ihr dieses Fest besucht.
Don Juan: Und ich komme nicht: Das wisse!
Der Fremde: Widersteht so schroff nicht, Herr!

(Er winkt)

(Eine hochrot gekleidete Frau tritt ein)

Die Rotgekleidete: Der grünen Hoffnung folgen Knaben:
Ich will die Männer haben.
Die von der Sehnsucht träumen,
Die Lust, die ich bereite feig versäumen.
Die untern Mächte, die den Mann entzünden,
Wer darf sie überwinden?
Das Fasten, das Entbehren,
Wie lange, Don Juan, noch soll es währen?
Ich will dich wieder Trank und Speise lehren.
Don Juan (halblaut): Ich kenne dich. Ich könnte dich begehren. –

(Plötzlich)

Weg! Was will das? Wer ist da?

(Zu dem Fremden)

Soll ich nach den Hunden rufen?
Der Fremde: Eine Dame sandte uns.
Don Juan: Nun, so sagt der Dame wieder:
Don Juan kommt nicht zum Fest!
Der Fremde: Stößt Euch ab so offne Werbung,
Nicht nur irdisch ist die Erde,

Jedem gönnt sie, was ihn freut.

(Er winkt)

(Eine ganz und gar blauverschleierte Frau schwebt herein)

Die Blaugekleidete:

Mich suchen Mönche, aber die vergebens,
Die nie ergründet,
Was uns verkündet
In jenem untern Schacht des argen Lebens.

Des Engelschwebens
Selige Ankunft hat kein Herz entzündet,
Dem sich der Schrecken nicht vorher verkündet
Des Lust-Erbebens.

Nicht hoffe, Don Juan, die Himmelsliebe
Je zu gewinnen,
Eh du nicht Frauenliebe ausgenossen.

Wie auch sonst bliebe
Das höchste Selige möglich unsern Sinnen,
Wenn die sich selbst zuschlossen?

Don Juan: Dunkle Wahrheit meint dies Wort.
Doch – ich komme nicht! – Wo sind sie?
Niemand da? – Wie? Alle fort?

(Der Fremde und die Frauen sind nicht mehr da. Donna Elvira tritt ein mit Speisen)

Donna Elvira: So, nun ist das Werk getan.
Noch den Tisch obliegts zu decken.

Gleich geschehn ist's.

(Sie deckt den Tisch, stellt Teller und Gläser auf)

Geht's nicht flink?

So. – Wir müssen uns beeilen,
Daß die Suppe sich nicht auskühlt.
Richtig! Etwas fehlte immer
Und jetzt weiß ich's auch: das Salz.

Don Juan (zu sich): Allerdings.

Donna Elvira: Nein – wie ich dumm bin!
Hab ich's doch auf der Tablette!
Aber, ach, das Mißgeschick:
Seht, da ist es ausgeschüttet!

Don Juan (halblaut): Was in jedem Sinne stimmt.

Donna Elvira: Uns soll's nicht Verdruß bedeuten.
Ist auch noch genug im Fäßchen.
Kommt! Wir setzen uns zu Tische.
Richtig! Noch den Griechenwein.

(Sie tritt zu einem Bord, hebt eine Flasche herab und kehrt dann zum Tisch zurück)

Warum setzet Ihr Euch nicht?

(Sie sieht auf und Don Juan ins Gesicht)

Don Juan, was ist mit Euch?
Wie verstört blickt Ihr auf einmal.
Kommt: Seid fröhlich! Eßt und trinkt!

Don Juan: Als Ihr kamt mit Euren Speisen,
Habt Ihr niemand gehen sehn?

Donna Elvira: Wie? Wen meint Ihr?

Don Juan: Ob Ihr niemand
Aus der Türe treten sahtt?

Donna Elvira: Ich? Nicht, daß ich wüßte, Herr!
Don Juan: Einen Mann in grauem Mantel?
Donna Elvira: Nein, bei Christus! Keinen Mann!
Don Juan: Doch vielleicht drei Frauen?
Donna Elvira: Frauen?
Don Juan: Grüngekleidet, rot und blau.
Donna Elvira: Herr, Ihr haltet mich zum besten.
Kommt, sitzt nieder, esset, trinkt!
Don Juan: Also ist's so weit mit mir,
Daß mein Blut am offnen Tage
Fieberbilder phantasiert
Von so leibhafter Gestalt,
Von so deutlicher Bewegung,
Daß das Auge selbst das Ohr
Täuscht mit vorgeträumter Sprache?
Eben schien ein Abgesandter
Donna Isabellas hier,
Mich zu ihrem Fest zu laden.
Donna Elvira: Und Ihr nahmet an?
Don Juan: Ich dankte,
Aber blieb bei meinem Nein.
Donna Elvira: Doch die Frauen?
Don Juan: Wahngestalten
Waren's sicher. Essen wir!
Donna Elvira: Dank sei unserm Herrn Sant Jago,
Daß Ihr endlich mir die Freude
Gönnet, heut mein Gast zu sein!

(Sie reicht ihm den Arm, er führt sie zu Tisch, sie setzen sich, beginnen zu essen)

Don Juan: Kalt ist diese Suppe aber.
Donna Elvira: Wenn Ihr auch so lange braucht,
Eh Ihr Euch zu Tisch bequemet.
Don Juan: Räumt sie ab. – Tragt andres auf!
Donna Elvira: Ihr seid mißzufrieden, fürcht ich.
Don Juan: Mehr nicht, hoff ich, heut als sonst.
Donna Elvira: Seid Ihr sonst stets solcher Laune?
Don Juan: Lang genug schon kennt Ihr mich,
Das zu wissen.
Donna Elvira: Ihr sprecht bitter.
Hab ich Euch etwas getan?
Don Juan: Nein! Vergebt! – Tragt andres auf!
Donna Elvira (tut es):
Laßt's Euch wohl bekommen, Lieber!
Don Juan: Laßt's Euch danken.
(Sie essen und trinken)
Donna Elvira: Schmeckt es Euch?
Don Juan: Ja.
Donna Elvira: Dank unserm Herrn Sant Jago!
Don Juan: Immer wieder ruft Ihr ihn!
Donna Elvira: Ist Euch das nicht recht, Don Juan?
Don Juan: Einen andern Heiligen endlich
Ruft zu Eurer Hilfe an!
Donna Elvira: Hab ich Hilfe wahrhaft nötig,
San Juan genügt mir ganz.
Don Juan (lacht auf): San Juan! Bei Gott, es fehlte
Nicht mehr viel auf San Juan!
Donna Elvira: Herr, was ist mit Euch geschehn?

Redet Ihr doch, wie wenn Öllig
Euch zusammenlief im Mund.

Don Juan: Ja, ich schmeck ihn lang schon, dünkt mich!
Doch jetzt gieß ich Wein ihm nach –
(trinkt)
Nun genug! – Genug des Essens! –
Laßt mich wiederum allein!

Donna Elvira: Wie?

Don Juan: Vergebt! Ich bin heut müde,
Etwas krank auch, glaub ich, fiebrig.
Seht mich so entsetzt nicht an.
Nicht einmal der Krankheit gönnt Ihr
Mich – ah! diese Duldensmiene!
Ja, ich weiß, ich bin ein Teufel,
Quäl Euch, plag Euch, überlaß Euch
Eurer Langweil, Euren Tränen –
So doch hieß es letztes Mal?

Donna Elvira: Sagt ich das? Das wollt ich nicht.
Und ich muß mich darum tadeln,
Daß ich mich so schlecht beherrsche,
Wie sich mein Gemahl beherrscht.

Don Juan: Allerdings. Doch wer sich sechzehn
Jahr beherrschte, einmal löst sich
Ihm die festgeschlossne Rüstung,
Einmal –

Donna Elvira: Herr, was tat ich Euch,
Daß Ihr ohne Grund und Anlaß
So ausbrecht?

Don Juan: Ihr tatet nichts.
Das ja ist's, daß Ihr nichts tatet.
Um Vergebung hab ich Euch
Schon gebeten. Ich bin müde,
Bin gereizt – Ihr wißt, die Briefe,
Die heut morgens kamen, waren
Nicht erfreulich – ja, was wollt ich
Sagen? – Geht zu Bett, Elvira.
Ich auch will zu Bette gehn.

Donna Elvira: Don Juan, ich hatte mir
Ausgesonnen diesen Abend
Als ein friedliches zu Zweit,
Als ein heimliches Zusammen,
Wie ich mir's als Mädchen immer
Mit dem künftigen Mann erträumt.
Doch nun seh ich, Don Juan,
Wozu unser Herr Sant Jago
Mir den Abend vorbestimmt.

Don Juan: Und das wäre?

Donna Elvira: Daß Ihr endlich
Mir bekennet, was Euch quält.

Don Juan: Sollt ich das, genügte schwerlich
Dieser Abend uns, es reichte
Nicht das Jahr aus solcher Beichte.

Donna Elvira: So Furchtbares peinigt Euch?

Don Juan: Laßt's und geht!

Donna Elvira: Nein! Eher nicht,
Eh Ihr nicht das Herz erleichtert.

Don Juan: Mir das Herz erleichtern, hieße,
Euch das Herz beschweren, Frau.
Donna Elvira: Oh – wozu sonst hab ich meines?
Don Juan: Sprecht Ihr so, ein Hundsfott würde
Rot vor Scham und – schwieg erst recht!
Donna Elvira: Redet! Was es immer sei,
Ich verstehe es gewiß,
Und – kommt's nicht von Euch, Don Juan?
Also werd ich's lieben müssen,
Also werd ich es verzeihn!
Don Juan: Wie? Verzeihn? Ich bin kein Knabe.
Was wir fühlen, stammt von Gott.
Donna Elvira: Auch das Böse?
Don Juan: Was ist böse?
Ist das böse, was ich fühle,
Nun, so habe mich die Hölle!
Denn der bin ich, der ich bin!
Donna Elvira: Don Juan!
Don Juan: Ihr selbst bekräftigt's.
Ja, ich bin es, Don Juan,
Euch vermählt seit sechzehn Jahren,
Selber einundvierzig Jahr!
(Donna Elvira sieht ihn, erschreckt, stumm, an)
Nicht wahr, da erschreckt Ihr auch?
Da auch sucht Ihr Eure Jugend,
Euren Frohsinn, Eure Schönheit,
Sucht die Zeit, da noch kein graues
Haar erblinkt an Eurer Schläfe, –

Zwar, ich sah noch keins bei Euch,
Doch bei mir – mit jedem Morgen
Nehm ich mehr im Spiegel wahr.

Donna Elvira: Scharfes Aug täuscht gern sich selber.

Don Juan: Oh Elvira – wie hab ich
Diese Jahre hingebracht!
Treue hab ich Euch gehalten,
Doch mir selber – brach ich sie!

Donna Elvira: Wie versteh ich solch ein Wort?

Don Juan (aufstehend):
Daß ich Euch nicht um mich trüge,
Selbst betrog ich mich – um mich!

Donna Elvira: Also habt Ihr mir für Liebe
Edle Treue vorgetäuscht?

Don Juan: Ja. Und dennoch liebt ich Euch,
Lieb Euch jetzt wie je, Elvira.
Denn Ihr seid mit mir vermählt
Und Vermählung ist ein hohes
Sakrament, nicht nur der Kirche. –
Wo sich Leben mischt mit Leben,
Abschied kann's, nicht Trennung geben.

Donna Elvira: Ist das Liebe, die nur liebt,
Weil sie's am Altar beschworen?

Don Juan: Hört mich an!

Donna Elvira: Oh, Don Juan,
Wie so feig! Warum nicht offen
Einbekennen, was Euch treibt?
Sechzehn Jahre habt Ihr Euch

Mir geopfert: So verſteh ich's,
Wie Ihr auch durch krumme Klauſeln
Zum erwünſchten Ziel Euch dreht.
So verſteh ich's und ſo iſt's!
Redet nichts! Meint Ihr, ich deute
Eure Wechſellaune anders,
Eure düſtre Grübelmiene,
Euer freudlos trübes Aug,
Euer Schweigen, Eure Ohnmacht,
Mir was Liebes zu erzeigen,
Was ich auch Euch Liebes tu?

Don Juan:

Nun, da Ihr es ſo erraten,
Es iſt wahr! So iſt's. Mich peinigt
Eine Sehnſucht namenlos,
Wie ſie mich als jungen Knaben
Nach den Mädchen, nach den Frauen
Nicht gedrängt. Doch damals quälte
Mich noch nicht die Ungeduld,
Daß ich meine Kraft verſäume,
Wie die Angſt jetzt vor dem Alter
Mir zuflüſtert, zu genießen,
Und – nicht dieſe Angſt allein.
Schamlos bin ich – ich geſteh's!
Doch da Ihr in mir geleſen,
Schlag ich nicht die Seiten zu,
Sondern ſelber leſ ich Euch,
Und ſogar geheime Lettern
Sollen Euch entziffert ſein!

Donna Elvira: Dessen nicht bedarf's, Don Juan.
Mir genügt, was ich erfahren.
Dank für Wahrheit schuld ich Euch.
Und so zahl auch ich mit Wahrheit!

Don Juan: Hab ich doch noch nichts gesagt!
Vierundzwanzig Jahre zählt ich,
Als ich Euch zur Gattin nahm.
Wohl, ich liebt Euch. Doch –

Donna Elvira: Nicht weiter!

Don Juan: Kann vor Gott und Menschen gelten
Als gerecht so harte Satzung,
Daß, was wir in Jugendjahren
Wählen, ewig dauern soll,
Für das ganze Leben dauern?
Ja, es kann, ich leugn' es nicht.
Aber –

Donna Elvira: Nicht mehr weiter redet!

Don Juan: Denken wir allein von Liebe
So gering, daß ihr durch Pflicht,
Anbefohlen wird, zu lieben?
Jedes Wesen, was es ist,
Ist's durch Freiheit! Gönnt der Liebe
Freiheit auch, sich selbst zu prüfen,
Freiheit, einen Atemzug
Himmelsluft, daß sie nicht immer
Stubenstickluft schlucken muß!

Donna Elvira: Das besagt, daß Ihr, Don Juan,
Eine Freiheit von mir wünscht,

Die nur solche Fraun gewähren,
Die nicht lieben. Hielt ich Euch
Jemals fester als durch Liebe?

Don Juan: Liebe ist die strengste Haft.

Donna Elvira: Ist sie das? – Nun wohl, Don Juan,
Mit dem Willen löst ich Euch.
Von der Liebe Euch zu lösen,
Das vermag nur selbst die Liebe.
Meine ist noch zu gering,
Daß ich sie – sich selber opfer. –
Doch noch schuld ich Euch die Wahrheit
Des, was ich empfinde. Niemals
Werd ich Euch mit andern teilen.
Wollt Ihr frei sein, seid es denn!
Nur befleckt mir dieses Haus
Nicht mit Fremden. Kann ich Euch
Nicht für mich bewahren, nehmt Euch
Ganz das Fremde und vergeßt mich! –
Also waren jene Damen
Doch nicht nur ein Wahngespinst?

Don Juan (wie aus einem Traum erwachend):
Wahngespinst – wie dieser ganze
Abend. Wie das ungenossne
Mahl, wie diese Torenreden,
Die wir führen. Wozu sprach ich?
Wozu du? – Doch diese Tränen,
Die dir von den Wimpern hangen,
Niederrinnen von den Wangen,

Sie sind wirklich? Laß sie mich
Dir abtrocknen und vergib
Meine albernen Gedanken.
Weiß ich's doch, daß du und ich
So einander zugehören,
Wie die Schale und der Wein,
Den ich kaum noch heut berührt. –
Nun mit einem einzigen Zuge
Trink ich ihn zu deinem Heil!

Donna Elvira: Dank, Don Juan, aber nicht
So rasch trinken, es kann schaden!

Don Juan: Schadet's, nun, so schadet's mir!

Donna Elvira: „Schadet's mir!" Und mir nicht wieder?
Das begreift doch nie ein Mann!

Don Juan: Laßt uns also schlafen gehen!

Donna Elvira: Erst noch räum ich ab die Speisen.

Don Juan: Nein! Nicht! Laß es, wie es ist!

Donna Elvira: Wenn's Euch so geliebt, Don Juan!

Don Juan: Wohl. Habt Dank und gute Nacht!

Donna Elvira: Nur so wenig?

Don Juan: Eure Hand,
Daß ich sie geziemend küsse.

Donna Elvira (heftig):
Des bedarf's nicht! Lebet wohl!

(Schnell ab)

Don Juan (ihr trüb nachsehend):
Armes, mitleidwürdiges Weib!
Wüßtest du die ganze Wahrheit

Meines Herzens, die ich hehle,
Wüßtest du, was ich mir selber
Zu erkennen untersage.
– Heute freilich hätt ich's bald
Ganz verraten. – Wer ist draußen?
Ist sie's wieder? Keine Ruhe
Kann ich haben. Nicht einmal die
Einsamkeit vergönnt man mir!

(Leporello tritt rasch, eifrig, aufgeregt, herein)

Don Juan: Was? Du bist's? Wagst dich noch unter
Meine Augen, Pflichtvergeßner?
Kehrst zurück zu später Stunde,
Trittst in's Zimmer ohne Meldung,
Dreister Miene, sorglos lächelnd,
Wie als müßte, statt des Vorwurfs,
Dir ein Lob gesichert sein.

Leporello: Herr, ein solches Fest habt Ihr
Euer Lebtag nicht gesehn.
Adam fand im Paradiese
Solche Schönheit nicht wie diese!

Don Juan: Bist auch schon, wie er, vertrieben
Aus dem saubern Paradies.
Die Erlaubnis, die ich dir
Für den Abend hab gegeben,
Nehm ich wiederum zurück.

Leporello: Herr, Ihr müßt zum Fest beizeiten,
Und ich will Euch hinbegleiten.
Über hundert schöne Frauen

Tanzen auf den Garten=Auen,
Angeleuchtet von den bunten
Lampionen, Fackeln, Lunten,
Daß man wie durch Farbengläser
Sieht die Kleider, Blätter, Gräser,
Und dazu die Instrumente,
Daß man selig werden könnte,
Geigen, Harfen und Gitarren –
Alles dreht sich wie die Narren,
Alles hopst und springt besessen, –
Und das Trinken und das Essen!
Herr, man weiß wahrhaftig nicht,
Wo zuerst mit dem Gesicht.
Soll man auf die Frauen sehn?
Sie sind alle höllisch schön!
Soll man auf die Lichter achten?
Soll man die Natur betrachten?
Soll man auf die Zöfchen lauern,
Die Wein schenken an die Bauern?
Soll man selbst um Wein sich drängen?
Kommt dabei in süße Engen,
Wo's die Haut gleich lustig kriebelt,
Wenn man wider Willen liebelt,
Arm an weichen Arm gepreßt,
Ohn' daß sich's beweisen läßt,
Daß es auch der Vorsatz tat.
Herr, das nenn ich delikat!
Fand auch gleich ein solches Schätzchen,

Nahm und gab so Zuckerplätzchen,
Ja, die Weiber wissen alle
Um den Adam seit dem Falle.
Was wir uns nicht selbst gestehn,
Können sie vom Mund abwehn.
Wo uns nur ein Finger zuckt,
Ihnen gleich das Schurzfell juckt.
Hah, ist so ein Fest gegeben,
Zeigen sie ihr wahres Leben,
Lassen allen Firlefanz,
Wollen nur zum Schluß den –
(schlägt sich auf den Mund, lachend) Tanz!

Don Juan: Narr! Räum ab vom Tisch die Speisen
Und verlaß mich! Nun? Wird's bald?

Leporello: Gut, ich räume, aber dann
Geht Ihr auch hin, Don Juan!
Denn das darf Euch nicht entgehn –
So sind diese Weiber schön!
Unter andern eine Grüne
Stand auf einer Bretterbühne,
Als die öffnete den Schleier,
Wurde jedermann zum Freier.
Ich auch, daß ich's nur bekenne –

Don Juan: Schweige, Lümmel! Fort mit dir!

Leporello: Jeder Hahn will seine Henne.
Warum schreit Ihr denn mit mir?
Doch Fortsetzung des Berichts:
Diese Grüne war Euch nichts

Gegen eine Rosenrote –
Herr, wie die leibhaftige Zote!

Don Juan: Wird des Zeugs kein Ende sein?

Leporello: Diese Rote – superfein!
Niemals sahst Ihr solche runde
Jungfernbrüste, festgesunde.
Durch das Tuch sah man die Spitzen!
Herr, um aus der Haut zu flitzen!

Don Juan (lächelnd): Nun genug! Und Maß gehalten!
Bist doch fast schon bei den Alten!

Leporello: Wie ich da noch glotz und schaue,
Herr, kommt plötzlich eine Blaue.
Von dem Kopf bis zu den Zehn
Sah man sie verschleiert gehn.
Aber als auch sie zum Schluß
Tat, was jede einmal muß,
Nämlich: zeigen was sie birgt, –
Herr, war aller Heil verwirkt!
Wenn ich mich zur Beicht nicht traue,
Schuld allein ist diese Blaue.
Denn was die mich ließ empfinden,
Ist der Gipfel aller Sünden!
Wenn sie Heilige, Don Juan,
Oben von dem Himmel sahn,
Jede Wette, daß sie alle
Mit dem alten Sündenfalle
In das Fegefeuer wieder
Purzelten die Lasterglieder!

Don Juan (lachend): So gewaltig ſchön war die?
Da verzeih, wer nie verzieh.
Alſo ſprich – erzähle mehr!

Leporello: Kommt auf's Feſt! Seht ſelber, Herr!

Don Juan: Haſt du Donna Iſabella
Wahrgenommen auf dem Feſt?

Leporello: Herr, was ſich beſchreiben läßt,
Davon gab ich Euch Bericht.
Aber dieſer Frau Geſicht
Malt Euch Don Valesquez nicht.

Don Juan: Iſt ſie dort?

Leporello: Und wie ſie harrt,
Herr, auf Eure Gegenwart!

Don Juan: Hat ſie dir das anvertraut?

Leporello: Offen ſprach ſie's zu mir, laut!

Don Juan: Und ſo konnteſt du ihr dienen
Um – wieviele Goldzechinen?

Leporello: Lumpige drei Stücke bloß.
Ihre Gaben ſind nie groß.
Zwar – ich hätt's umſonſt getan! –
Dreimal, Herr, ſprach ſie mich an!

Don Juan: Sonderbar. Drei Mal! – Gleichviel. –
Was ſoll dieſes Liebesſpiel? –
Hat ſie mehr nach mir gefragt?
Haſt du ihr etwas geſagt?

Leporello: Ich? Daß mich das Mäuslein beiß!
Weiß man doch, daß ich nichts weiß!
Aber ſie – bei meiner Ehr –

– „Don Juan" hin – „Don Juan" her –
„Kommt er doch? Ja oder Nein?"
Freundlicher kann man nicht sein!

Don Juan:

Allerdings. Wie das verstehn? –
Zwar – gern möcht ich so was sehn?
Was verschlüg's auch, falls ich's tät?
War doch Saul sogar Prophet!
Wenn ich mich nur gut maskier,
Keiner ahnte mich dahier.
Warum nicht, was kann geschehn?
Auf ein Stündlein will ich's sehn.

Oder doch nicht? Laß ich's sein? –

Unsinn! Torheit! – Lieber nein!

(Bunte Raketen steigen draußen auf, grell den Raum erhellend)

Leporello (aufschreiend):

Herr! Raketen! – Wunderbar!
Wie das steigt! Ein Stern, fürwahr!
Auseinander mit Geplatz, –
Rings ausstreuend goldnen Schatz!
Jetzt die rosa! Jetzt die rote!
Herr, das ist für Euch ein Bote!
Diese purpurviolette
Lädt Euch extra ein, ich wette!
Ach, wie schön! Ein Silberlicht!
Ganz, wie ihre Stimme spricht,
Wenn sie fragt: „Kommt er noch nicht?"

Don Juan: Nun genug!

(Er wartet das Verſprühen der letzten Rakete, eines tiefroten Sterns, ab; dann ſich wendend)

Bring meine Maske!

Meinen ſchwarzen Domino!

(Ab, während ein letzter Lichtſchein von außen in das Zimmer blitzt)

Vorhang.

ALFRED BRUST

SLUB
Wir führen Wissen.

DIE LACHMÖVE

EIN NORDSPIEL

Eskimos:

Der Mann . . . . . Bär
Die Frau . . . . . Eidergans
Das große Mädchen . . . . Schneehuhn
Das kleine Mädchen . . . . . Lachmöve
Der Jüngling . . . . . Eisfuchs
Der Schamane

Eishöhle eines Eskimo. Die Höhle steht in ihrer Kleinheit unter dem großen Firmament; die kalten Sterne blitzen. Tiefe Nacht. Diejenige Wand der Höhle, welche dem Zuschauer zugekehrt ist, ist entfernt. Man sieht die dicke Schneemauer des Häuschens. Auf dem Fußboden liegt Pelzwerk. Von der Decke herab hängt die Tranlampe, die Licht und Wärme spendet. Zu beiden Seiten der Hütte sind Bänke aufgestellt, gefertigt aus Knochen, die mit Fellen bedeckt sind. Der niedrige Tisch, ebenfalls aus Knochen, hat eine Platte aus starkem Leder. Auf dem Tische sind die notwendigsten Bedarfsartikel aufgestellt, aus Knochen oder Leder. Bogen und Pfeile stehen in einer Ecke. Die Höhle ist so winzig, daß sie bestenfalls sechs Personen Sitzplatz gewährt. Körperliche Bewegung ist dementsprechend ausgeschlossen. Der Ausgang der Höhle befindet sich in der hinteren Wand.

Müdes, sehr langsames Spiel.

Mann, Frau, großes Mädchen und kleines Mädchen sitzen in der Hütte.
Der Mann ist mit dem Schleifen eines starken Messers beschäftigt. Er scheuert die Klinge auf einem harten Stein unausgesetzt, was einen unangenehmen Ton abgibt, der sich durch die Gespräche zieht.
Die Frau näht mit einer knöchernen Nadel Felle zusammen,
die das große Mädchen mit beiden Händen straff hält.

Das kleine Mädchen

(spielt auf einem knöchernen Instrument, das mit Darmsaiten bezogen ist und trällert dazu):

Wenn der Schneesturm rast
Durch die Nacht, die so lang ist,
Da die Sonne schwand, und der Mond nicht weilt,
Laure ich in der Hütte geborgen:
Eisfuchs kommt morgen,
Eisfuchs kommt morgen.

Wenn der Hunger schreit
Und kein Fleisch mehr gefroren,
Da das Ren verzog und der Bär entwich,
Starre ich vor der Hütte in's Weite:
Eisfuchs kommt heute,
Eisfuchs kommt heute!

Das große Mädchen:

Schweig von Eisfuchs, du! Garnicht wird er kommen.

Kleines Mädchen

(lacht hell)

Großes Mädchen:

Immer das dumme Lied. Immer das dumme Lachen. Lachmöve!

Kleines Mädchen:

Kakakakakakadii! Kakakakakakadii! Schneehuhn!

(Lacht wieder)

Großes Mädchen:

Wenn ich die Hände frei hab – –!

Kleines Mädchen:

Dann ist Eisfuchs schon da! Hehe!

Die Frau

(hält plötzlich in der Arbeit inne, schluchzt tief auf, wirft die Arme über den Tisch, läßt den Kopf darauf fallen – von Weinen geschüttelt)

Großes Mädchen

(droht kleinem Mädchen mit der Faust):

Da halt du!

Der Mann

(wirft einen tiefen Blick auf die Frau, ohne sich beim Schleifen zu unterbrechen, und schleift dann immer heftiger weiter)

Kleines Mädchen:

Was denn? Was ist dir, gute Mutter?

Tut der Hunger so weh?

Ich lache ein bißchen, ich singe ein bißchen, dann ist wieder gut.

Die Frau:

Oh! Oh! Ich halte dieses nicht aus!

Du darfst nicht, Mann, hörst du, du darfst es nicht!!

Du wirst es nicht tun!!

Der Mann

(hart, kalt, aber nicht laut):

Was Bär gesagt hat, wird Bär auch tun! Das weißt Du!

Die Frau

(sinkt ermattet auf die Bank zurück)

Kleines Mädchen:

Nicht sterben, Mutter! Eisfuchs wird kommen. Und – und – ich – ja, ich habe noch etwas versteckt aus den Tagen der kreisenden Sonne. Ein wenig nur ist

es. Aber gerade genug ein Kräftlein zu geben, daß der Tod noch zurückgeht.
Du sollst es haben, Mutter! Gleich! Sogleich!

(Hinaus aus der Hütte)

Alle

(haben bei den Worten des Mädchens atemstill aufgeschaut.
Auch wie sie hinaus ist, lauschen noch alle drei den Worten,
als klängen sie noch im Raum)

Großes Mädchen

(bitter im Haß):

Lachmöve hat heimlich gegessen! Hör es, Vater! Heimlich! Heimlich!!

Die Frau

(schleppt sich zum Manne):

Iß du, Bär, was sie bringt. Ich will noch hungern. Aber laß sie nicht sterben.
Töte sie nicht mit dem Messer in deiner Hand! Sie liebt! Sie liebt!
Sie wird Eisfuchs nach Hause lieben!

Der Mann:

Nicht doch, Eidergans, nicht doch. Sie wird gleich getötet; ganz bald. Eisfuchs kehrt nimmer zurück. Er wird mit den Hunden zu den Weißen gefunden haben. Dort hat ihm gefallen. Er bleibt. Jetzt nach der langen Nacht kommt die Sonne. Noch weit, weit ist es, bis die Herden des Rens werden vorüberziehn nach den mooligen Gründen und das Eis sich auftut, Wasser gestattend dem Kahn. Ehe mein Sternbild den Tagkreis geschlossen hat – und das ist gleich – wirst du gefrorenes Fleisch zu essen haben.

Großes Mädchen

(zur Mutter eindringlich):

Und wenn auch der Eisfuchs wiederkommt, Lachmöve ist keine Frau für Eisfuchs. So klein ist sie, so schwach ist sie. Ihre Brüste sind bloß wie zwei Möveneier. Aber meine Brüste, sieh mal, Mutter! Ich kann sie über die Schulter legen und zwei Kinder säugen, ohne aufzuhören die Arbeit in der kurzen

Zeit der kreisenden Sonne. Ich hab mit dem Pfeil den Eisbär geschossen.
Lachmöve kriecht unter die Bank, wenn draußen der Wolf bellt. Jaja!!

Der Mann:

Schneehuhn hat recht. Und es ist nicht mehr darüber zu reden.
Es geschieht. Wir müssen leben!

Die Frau

(im Schmerz lallend):

Du wirst sie schlachten.
Und Eisfuchs wird kommen und wird dich erschlagen.

Der Mann:

Schweig!

(Er schleift heftiger)

Kleines Mädchen

(sie hat eine Knochenschale)

Alle

(blicken mit namenloser Spannung auf die Schale in ihrer Hand)

Kleines Mädchen:

Es ist nur getrockneter Rentiermist.
Ich nahm ihn sommers mit aus dem dritten Tal.

(Sie stellt die Schale auf den Tisch vor die Mutter)

Großes Mädchen:

– Getrocknet – vom – Ren – – –

(Die Erregung der Menschen ist groß. Der Mann läßt das Messer ruhen. Das große Mädchen zittert am ganzen Körper. Die Frau nähert die bebenden Finger der Schale. Der Mann neigt sich vorsichtig her, indem er rasch die Lippen bewegt. Dann stößt das große Mädchen ein weinendes Wimmern aus. Und ganz plötzlich schießen die drei Hände der drei Menschen in die Schale. Jede Hand ergreift etwas und bringt es wahnsinnig schnell in den Mund, noch einmal und noch einmal, ganz gleichmäßig. Dann ist es still. Das kleine Mädchen hat traurig lächelnd zugesehn. Der Mann sinkt auf seine Arbeit zurück, die sofort wieder beginnt. Die Frau greift angstvoll zu den Fellen.
Das große Mädchen hilft ihr. Niemand spricht. Das kleine Mädchen setzt sich)

Kleines Mädchen

(ganz leise):

Wenn der Hunger schreit
Und kein Fleisch mehr gefroren,
Da das Ren verzog und der Bär entwich – – –

(Sie bricht ab. Schweigt)

Großes Mädchen:

Wie stirbt man am besten?

Der Mann:

Gewaltsam stirbt man am besten.
Gewaltsam! Mit dem Messer tief in der Kehle.

Großes Mädchen:

Dann braucht man nicht erst auf den Grund des Meeres, Lachmöve.
Dann geht man sogleich in den Taghimmel ein, Lachmöve.

Der Mann:

Dort stehen die Fische dicht bei dicht in der Flut.
Und die Eier der Eidervögel liegen so hoch wie Gebirge.

Großes Mädchen:

Nie mehr geht dort die Sonne unter.
Und Eisfuchs ist sicher schon dort, Lachmöve.
Denke doch bloß! Eisfuchs wird schon im Taghimmel sein, Lachmöve.

Der Mann:

Eisfuchs ist dort ...
Ohne Zweifel. Ja! Ja! Er wird bestimmt schon im Taghimmel sein ...

Die Frau:

Tu das Messer weg, Bär!

Der Mann:

Es muß ganz spitz und heiß sein.

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Frau:

Leg es fort! Meine Ohren bluten.

Kleines Mädchen:

Aber er ist nicht ermordet!

Ich sah ihn im letzten Schlaf. Mit fünf Hunden kam er.

Und ein Eisbär lag auf dem Schlitten; und kleines Getier darauf.

Großes Mädchen:

Oh! Du hast ihn schon im Taghimmel gesehn.

Kleines Mädchen:

Mit meinen andern Augen sah ich ihn.

Großes Mädchen:

Im Taghimmel, im Taghimmel, Lachmöve!

Kleines Mädchen

(rückt fort):

Mir ist kalt in deiner Nähe! Und in der Kehle sitzt mir ein stechender Schmerz!!

Die Frau:

Leg das Messer zur Seite, Bär!

Kleines Mädchen

(horcht auf):

Das – – Messer – –?

(Sie sinnt mit großen Augen fragend in's Weite. Nach einer Weile tonlos)

So ist – es?? – Wer gewaltsam stirbt, der kommt sogleich in den Himmel des Tages!! Dann ist es so sehr schön – hahahaha! – gewaltsam zu sterben! Nicht wahr – hihihihi! so das spitze, das heiße Messer hier, hier in der Kehle!

Der Mann:

Vielleicht ist er so gestorben. Es ist möglich! Wer kann es wissen!

Großes Mädchen:

Ich würde mir einen aussuchen im Himmel – groß, stark – und würde zwanzig

Kinder mit ihm haben – lauter Jungen – und alle würden groß und stark –
groß und stark – und würden herrlich stehn mit den sicheren Pfeilen! –
Denk das doch, Lachmöve.

Die Frau:

Schwatz nicht. Und halt die Felle straff ...

Kleines Mädchen:

Ich denke! Ich denke!!

(Sie durchbricht plötzlich ihre innere Spannung mit einem schrillen, schreienden Lachen)

Das – das Messer!!! Ich sehe Ströme von Blut stürzen von den Hängen der Eisgebirge. Das – das – Messer!!! Und der Südsturm braust und weht mir den roten, roten Schaum vor die Brust. – Reißt mir die Sonne aus dem Gehirn! Reißt mir doch! Reißt! Seht ihr nicht die schreiende, die klagende, die blutige Sonne – Sonne!!

Die Frau:

Was ist in dem Kinde gerissen? Was??

Großes Mädchen:

Sie ist schon im Taghimmel!
Du hörst es!! Nur ihre Leiche redet noch in der Hütte ...

Kleines Mädchen:

Und so große Moose und Flechten wachsen auf meiner Haut!? Und was ist dieses?? Dieses!! Ist das ein Baum? Hat einer schon mal einen Baum gesehn? Mag das ein Baum sein? So hoch, so hoch! O mir wird schlecht! Ganz schlecht wird mir. Luft! Luft! Frost in die Lunge! Ich ersticke! Ersticke! Seht ihr die Hunde faulen unterm Tisch!!!

(Sie geht mit entsetzten Gebärden rückwärts hinaus)

Der Mann

(setzt scharf im Schleifen ab. Steht)

Die Frau

(hebt die Arme, als wolle sie sich auf ihn stürzen)

Großes Mädchen

(reckt ihr drohend ihre starken Fäuste entgegen)

Der Mann

(wendet sich zur Tür)

Die Frau

(bricht zusammen)

(Die Hütte schließt sich)

(Der Horizont beginnt sich zu röten)

Kleines Mädchen

(tritt aus der Hütte – nach dem Hintergrunde zu. Macht ein paar schwankende Schritte. Steht. Reckt die Arme in's Ferne)

Der Mann

(mit dem blitzenden Messer ihr nach. Wie er die Klinge hebt, senkt sich ein gewaltiger, unmenschlicher, nackter Arm aus dem Weltraum hernieder; die ungeheure Faust umspannt die Hand des Mannes und drückt das Messer gegen ihn selbst. Es geschieht ein verzweifeltes Ringen des Entsetzten mit der großen Gewalt)

Kleines Mädchen

(hält noch immer die Arme gereckt. Sie bemerkt den Vorgang ihr im Rücken garnicht):

Hell-helles Lichtlein steht in meiner Brust! Und es wärmt, und es macht satt, und es macht so froh und so leicht ... Haltet den Kopf! Haltet den Kopf!! Er will der Sonne entgegenkugeln!!! –

(Schrei)

(Man hört das Singen eines Schlittens im Schnee)

(Der gewaltige Arm zieht sich langsam von dem völlig erschöpften Manne zurück)

(Ein Hundeschlitten mit toten Tieren beladen braust herein)

Der Jüngling

(steht vor dem Mädchen, durchforscht ihr Gesicht. Er sieht auf den keuchenden Mann, der mühsam sich zu erheben sucht)

Großes Mädchen

(erscheint. Sie versucht vergeblich die Frau, die gewaltsam ins Freie will, zurückzudrängen. Es ist ein harter, nur zum Teil sichtbarer Kampf. Lautlos)

Der Jüngling

(blickt ganz tief in des kleinen Mädchens Augen. Er begreift plötzlich. Tritt einen Schritt zurück)

Großes Mädchen

(wird des Jünglings anlichtig, erschrickt, wird steif und starr)

Die Frau

(lehnt ermattet an der Hütte)

(In diesem Augenblick geht die Sonne auf)

Kleines Mädchen

(reckt die Arme):

Sie kommt! Sie kommt!!

Sie kommt – – –

Der Schamane

(tritt in das Bild.

Er ist ein Greis mit zerfurchtem, vernarbtem Gesicht)

(Alles verneigt sich vor ihm bis auf das kleine Mädchen)

Der Schamane:

Wer ist's, der streiten will mit meiner einsamen Hand?!

Der Mann

(bricht zusammen)

Großes Mädchen

(hat sich bis zum Jüngling hingedrängt,

umfängt ihn plötzlich von der Seite; ruft dem Schamanen zu):

Wolle unsere Ehe segnen!

Der Schamane:

Sieben Geister werden mit dir nach Gratland reisen!

Großes Mädchen

(sinkt ab vom Jüngling)

Der Schamane:

Führe das Kind in die Hütte!

Der Jüngling

(tritt behutsam nahe, rührt ganz zart das kleine Mädchen an
und führt es vorsichtig, vornehm, respektvoll der Hütte zu)

(Es ist alles sehr lautlos und andächtig. Die Sonne geht rasch unter. Schatten schweben auf und nieder.
Verhüllen das große Mädchen, das einen Schrei der Verzweiflung ausstößt)

Die Mutter

(fällt vor dem Schamanen nieder):

Auch dieses ist mein Kind!!

Der Schamane:

Ich weiß es – – –

Vorhang!

SLUB
Wir führen Wissen.

HANS CAROSSA

SLUB
Wir führen Wissen.

AN EINE KATZE

Katze, stolze Gefangene,
Lange kamst du nicht mehr.
Nun, über dämmerverhangene
Tische zögerst du her.

Feierabendbote,
Feindlich dem emsigen Stift,
Legst mir die Vorderpfote
Leicht auf begonnene Schrift,

Mahnst mich zu neuem Besinnen,
Du so gelassen und schön!
Leise schon hör' ich dich spinnen
Heimliches Orgelgetön.

Lautlos geht eine Türe.
Alles wird ungewohnt.
Wenn ich die Stirn dir berühre,
Fühl' ich auf einmal den Mond.

Woran denkst du nun? An dein Heute?
Was du verfehlt und erreicht?
An dein Spiel? Deine Jagd? Deine Beute?
Oder träumst du vielleicht,

Frei von verfluchenden Schemen
Grausamer Gegenwart
Milde teilzunehmen
An der menschlichen Art,

Selig in großem Verzichte
Weiten entgegenzugehn,
Wandelnd in einem Lichte,
Das wir beide nicht sehn?

THEODOR DÄUBLER

SLUB
Wir führen Wissen.

SONETT

Auf Hellas' Höhen, über Hirtenfeuern
Gewahrt ich den verwandten Morgenstern;
Wir haben ihn als Aphrodite gern,
Er mochte seiner Freundschaft uns beteuern:

Bei Feuern, den geliebtern, treuern,
Erschien er bruderhaft, fast nimmer fern,
Denn fort von seines Himmels lichten Herrn,
Befiel es ihn, vertraulich herzusteuern.

Da wußt ich vom Geheimnis hehrer Liebe
Besondre Worte, die ich einst verkannt,
Und hoffte, daß der Stern uns huldvoll bliebe;

Ich bin für dich noch wachsamer entbrannt,
Hab mir gedacht aus deinen Weiten triebe
Die Sanftmut dich, zu meiner Hut gewandt.

SLUB
Wir führen Wissen.

ALFRED DÖBLIN

SLUB
Wir führen Wissen.

SPARGELSPITZEN

Ich lese gern Zeitungen. Man erfährt wenigstens nichts Politisches aus ihnen.

*

Mäzene kommen viel zu selten vor, als daß die Zoologie daraus eine beson=dere Spezies der Esel machen könnte.

*

Wer den Dichter will verstehn, muß ins Büro des Verlegers gehn.

*

Individualismus bedeutet: jeder sein eigener Todesfall.

*

Wahlen! Bereitet alles vor! Der Apparat muß klappen. Arbeitet mit Musik: „Mädel, ruck, ruck, ruck an meine rechte oder linke Seite". „Harre, meine Seele, harre des Herrn" (nur für Monarchisten). „Schlaf, Kindchen, schlaf" gemein=samer Schlußgesang.

*

Im Übrigen: man geht ins Konzert, sieht sich amoureuse Stücke an. Schon recht, das lebt und wird leben. Aber das ist nicht die rechte Musik für diese Zeit. Alarm! Alarm! Ein feste Burg! Die Marseillaise! Jawohl, das schmettert einem in die Glieder. So hört sich wirkliche Musik an! Bach hat es gewußt, als er die alten Kirchenlieder verwandte. Aus mit der „Kunst" und der Kritik. Da kann keiner etwas gegen „schreiben". Da ist nicht das Staunen, Fühlen, Genießen vor einer delikaten oder bacchantischen Schönheit: Da bist du ge=troffen im Kern. (Wie einstmals von einem Börsenbericht.) Ich bin für Wahr=heit, alter Junge; das ist die Kunst für alle. Sofort stürzt dir was ins Blut, und du weißt, wie du dich zu benehmen hast. Der Teufel hol alle Kunst und Musik. Abgesehen vom Fox, Onestep, den Nationalhymnen, Kirchenliedern hat nur die Fabrikpfeife und die Nähmaschine Existenzberechtigung.

SLUB
Wir führen Wissen.

PAUL ERNST

SLUB
Wir führen Wissen.

DIE FREIHEIT

EIN ERDÄCHTES GESPRÄCH

Perſonen:

Abbe, der Begründer der Zeißwerke in Jena; ein proteſtantiſcher Paſtor.

Ort: Das Sterbezimmer Abbes.

Es iſt Nacht.

Abbe

(im Bett, ſehr ſchwach):

Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, Herr Pfarrer, trotzdem ich Ihre Predigt nie beſucht habe und nicht zum Abendmahl gekommen bin. Ich will auch keinen Troſt von Ihnen. Ich will Ihnen nur etwas ſagen. Ich habe die Anſchauungen gehabt, die in meinem Geſchlecht die Naturwiſſenſchaften gebildet hatten. Heute ſehe ich ein, daß ſie zeitlich bedingt waren; im Lauf meines Lebens hielt ich ſie für unumſtößliche Wahrheiten. Nun, das iſt wohl immer ſo. Ich dachte, daß der Menſch durch ſeine Verhältniſſe beſtimmt wird. Er wird ja auch durch ſie beſtimmt. Die Linie der Häufigkeit der Verbrechen läuft gleich mit der Linie der Lebensmittelpreiſe.

Der Paſtor:

Sie meinen, daß die Äußerungen des Menſchen mit ſeiner Lage zuſammenhängen, daß ſie Antworten ſind auf geſtellte Aufgaben?

Abbe:

Sie haben wohl recht. Ich habe nicht richtig gedacht. Es ſind ihm Aufgaben geſtellt, in guten oder in ſchlimmen Zeiten. Es kommt auf ihn an, wie er ſie löſt.

(Von der Straße herauf kommt der Geſang von zwei Betrunkenen)

Das sind zwei von meinen Arbeitern, die da singen. Sie haben gesehen, wie manche Studenten ihre Zeit vertun; ich habe ihre Löhne erhöht, daß sie denen nachahmen können.

Der Pastor:

Die untern Schichten ahmen immer den höhern nach.

Abbe:

Ja, sie tun das. Ich wußte das. Deshalb habe ich so gelebt, wie ich gelebt habe. Ich habe für mich keine Bedürfnisse gehabt und mit meiner Familie einen kleinbürgerlichen Haushalt geführt. Ich habe manches in mir unterdrückt. Meine großen Einnahmen habe ich fast nur zur Unterstützung der Wissenschaft verwendet. In meinem Testament habe ich meinen Kindern nur eine Kleinigkeit hinterlassen; fast alles soll dem Werk zu gute kommen, das sind die Arbeiter, und soll der Wissenschaft zu gute kommen.

(Er faßt plötzlich die Hand des Pastors)

Ich fürchte jetzt, ich habe nicht recht gehandelt. Ich wollte, die Arbeiter sollten einmal alle einen Haushalt führen können, wie ich geführt habe. Ich dachte, die Wissenschaft befreit die Menschen. Ich dachte, ich habe mich befreit. Ich bin nicht frei gewesen. Ich war ein Handwerker, der sehr viel Geld verdiente und nicht wußte, was er mit dem Reichtum machen sollte. Und da war ich noch tugendstolz. Jetzt sehe ich ein, auf dem Sterbebett: die Wissenschaft ist ein Handwerk, durch welches die Menschen ihr äußeres Leben leichter gestalten können; das muß aber keine Befreiung sein: es kommt auf die Menschen an, was sie mit dem freien Leben machen wollen, und die meisten geraten nur in tiefere Knechtschaft.

Etwas ganz anderes mußte ich tun, wenn ich den Menschen helfen wollte.

Aber was?

Ihre Kirche weiß es wohl auch nicht, denn dann würde sie es ja sagen, und die Leute würden zu Ihrer Predigt kommen: ich wäre auch gekommen.

Der Pastor:

Wir haben ein Buch, in welchem das steht, was man tun muß.
Aber nicht viele von uns können das Buch lesen.

Abbe:

Hier lebt ein Gelehrter, der geistige Krankheiten untersucht. In seinem Krankenhaus war Friedrich Nietzsche untergebracht. Ich ging einmal in eine Vorlesung. Da führte der Mann Nietzsche seinen Schülern vor; er sagte: „Dieser Kranke war ein sehr begabter Mensch. Er bekam einen Ruf als ordentlicher Professor, ehe er noch die Doktorprüfung gemacht hatte. Nun ist er hier." Dann wendete er sich zu dem Kranken und sagte: „Sie sind doch im Heer gewesen. Zeigen Sie das." Daraufhin nahm der Kranke militärische Haltung und Ausdruck an und marschierte vor den jungen Leuten. Ich hatte seine Bücher gelesen. Er glaubte ein ganz freier Mann zu sein. Ich stand von meiner Bank auf und ging aus dem Hörsaal.

Der Pastor:

Sie sind sehr tief verzweifelt. Ich weiß nicht, ob irgend jemand heute das Christentum versteht. Ich darf gewiß nicht sagen, daß ich es verstehe. Aber was ich weiß, das will ich Ihnen mitteilen. Sie denken: „Ja, nun habe ich das Rechte tun wollen. Aber meine Zeit hatte mich so gebildet, daß ich das Rechte nicht sah. Deshalb habe ich Unrechtes getan. Und Nietzsche war ein großer Denker, welcher den höchsten Flug nahm. Aber da kam irgendeine Zelle in seinem Gehirn in Unordnung, und nun führte man ihn Studenten vor als ein Schaustück. Ich will Ihnen erzählen, was mir die Schwester Nietzsches berichtet hat, die ihn aus seiner unwürdigen Lage befreite und seine letzten Jahre für ihn lebte, so daß er auf seiner Terrasse still sitzen konnte und sinnen. Da war in einiger Entfernung auf der Höhe eine alte Windmühle, der man die Flügel abgenommen hatte. Er wies auf sie hin und sagte lächelnd: „Ohne Flügel." Nichts sagte er, als: „Ohne Flügel" und dabei lächelte er.

Abbe:

Ja, wenn das der kranke Nietzsche gesagt hat und hat dabei gelächelt, ein solcher Mann – – –

Der Pastor:

Sie wollten frei sein. Der Mensch hält sich nur selber gefesselt. Wer frei sein will, der muß von sich selber frei sein. Das hatten Sie eingesehen. Sie haben auf Wünsche verzichtet, vielleicht auch Begierden unterdrückt und haben das getan, was Sie nach den Umständen, in denen sie lebten, für das Gute hielten.

Abbe:

Kann ich sagen: Mein Verzichten und Unterdrücken war richtig; wurde ich nicht vielleicht durch eine Feigheit zurückgehalten, weiter zu denken, als ich dachte? Und wenn ich weiter gedacht hätte, wäre ich da nicht vielleicht auch darauf gekommen, daß ich etwas Falsches für das Gute hielt?

Der Pastor:

Ich lege mir für mein eignes Leben täglich die Frage vor: Bin ich nicht feig? Spiegelt mir nicht meine Schwachheit etwas als richtig vor, das nur mir erwünscht ist? Ich denke oft an mein Sterbebett. Ich frage mich: wenn da nun die Schleier fallen, welche die Feigheit webt, wie werde ich dann über mein Leben urteilen müssen? . . .

Abbe:

Nun, und?

Der Pastor:

Dann falte ich die Hände und bete.

Abbe:

Können Sie denn beten? Kann ich denn beten?

Der Pastor:

Sie wollten frei sein. Man kann nur von sich selber frei sein. Aber was ist das Selbst? Es ist für uns unerkennbar; die Stricke, mit denen es uns ge-

fesselt hält, können wir nicht sehen. Das Tier, ja das Tier, das kennt nicht Freiheit und Unfreiheit. Aber dadurch sind wir Menschen, daß uns die Freiheit als Aufgabe gesetzt ist.

Abbe:

Als Aufgabe ...

Der Pastor:

Und unser Leben hat nur diesen Sinn: daß wir diese Aufgabe lösen müssen.

Abbe:

Es gibt wohl unendlich viele Lösungen. Aber für jeden Menschen gibt es nur eine. Und ich habe meine Lösung nicht gefunden.

Der Pastor:

Sie denken falsch.

Unser Leben hat den Sinn, die Aufgabe zu lösen. Aber das ist nicht eine kurze Rechnung. Das Rechnen an der Aufgabe nimmt das ganze Leben in Anspruch, erst auf dem Sterbebett können wir sie abschließen; vielleicht ist das Ergebnis unerwartet für uns.

Abbe:

So wäre mein Zweifel jetzt die Lösung?

Der Pastor:

Vergessen Sie, daß Sie etwas leisten wollten, etwas Gutes schaffen. Denken Sie nur noch an Ihre Seele, die einen Weg gehen mußte, den ihr angemessenen Weg. Für Gott ist alles nötig in der Menschheit: Das Gute und das Schlechte, das Richtige und das Falsche. An welche Stelle Gott sie gestellt hat, das brauchen Sie nicht zu rechtfertigen. Sie sind Ihren Weg gegangen. Keiner, der redlich ist, kann im Rückblicken der Furcht entgehen, feig gewesen zu sein. Die katholische Kirche hat den Priester, der frei sprechen kann. Ich bin nicht ein solcher Priester, ich bin nur ein Mensch wie Sie selber. Aber ich setze mich an Ihre Stelle als Ihr Gewissen und spreche Sie frei.

Abbe:

Sie sprechen mich frei? Eine Aufgabe war die Freiheit? Meine Hände sind schon starr, ich kann sie nicht mehr bewegen. Falten Sie mir die Hände, damit ich beten kann, ein Dankgebet für mein Leben.

HERBERT EULENBERG

SLUB
Wir führen Wissen.

HEINRICH HEINE
UND SEINE BEIDEN BASEN

Wer sich nur ein wenig mit dem Leben von Heinrich Heine beschäftigt hat, kennt seine Jugendliebe zu seiner Base Amalie Heine, der schönen, aber schnippischen und wenig gemütvollen Tochter seines reichen Onkels Salomon Heine in Hamburg. Sie, die sich über ihn, seine Liebe und was ihm am schlimmsten war, auch über seine Lieder lustig machte, verschmähte den mittellosen „albernen Jungen" und wurde damit die Anregerin all' jener Gedichte Heines, die seinem Unglück in der Liebe gelten. Ohne sie wären die „jungen Leiden", der erste Gedichtreigen im „Buch der Lieder", wäre auch das lyrische Intermezzo, das mit der von Schumann wunderbar vertonten „Dichterliebe" beginnt, kaum geschrieben worden. Während der Dichter aber diese erste heiße Jugendliebe, nachdem er sie ausbesungen hatte, schließlich schnell wieder vergaß, hat die Zuneigung für die jüngere Schwester Amalies, für Therese Heine, sein Herz viel länger in Wallung gehalten. Er verguckte sich, als er seinen Oheim wieder einmal aufsuchte, in sie, als in das weniger hübsche, aber gefühlvollere Abbild ihrer älteren Schwester, die inzwischen längst eine wohlgenährte Frau Friedlaender geworden war und irgendwo auf einem Gut in Ostpreußen hauste das Vater Salomon mit im Schwunge halten mußte:

„Die Kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht,
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht."

So lang er damals in seinem Gedicht „Heimkehr", in dem er seiner früher so zärtlich angeschmachteten Base Amalie einen bittern Spottvers nachschleudert:

„Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbei;
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in den Wochen sei."

Was ihn zunächst an Therese anzog, war ihre äußerliche Ähnlichkeit mit der Schwester, die ihn verschmäht hatte. „Ist es nicht unheimlich", schrieb er damals an einen Freund „eine verlorene Geliebte verjüngt in ihrem Schwesterchen wiederzufinden! Etwas von wilder Ratcliff-Stimmung will mich überkommen, wenn ich dies tolle Spiel mir vorstelle, das sich die Schöpfung hierbei mit mir erlaubt. Aber ach, ich fürchte, ich habe mit dieser zweiten Schwärmerei nur neue Torheit auf die alte gepfropft."

Die Heineforschung will wissen, daß Therese die Leidenschaft, die ihr der Dichter darbrachte, erwidert und gleich ihm längere Zeit an eine eheliche Verbindung mit ihm gedacht habe. Inwieweit dies der Fall gewesen ist, läßt sich wohl nicht mit ganzer Sicherheit nachweisen. Heine hat sich jedenfalls über seine Beziehungen zu dieser zweiten Base völlig ausgeschwiegen, die ihm im Gegensatz zu ihrer Schwester von Anfang an zugeneigt gewesen und es geblieben ist bis ans Ende. Ernsthaft angehalten hat der Dichter wohl kaum um Therese, die als gehorsame Tochter sich auf den Wunsch ihres Vaters mit dem Präsidenten des Handels-Gerichtes zu Hamburg, einem Doktor Halle vermählte. Wiewohl Heine einmal geäußert hat, dies sei der einzige Mensch, dem er seine Base nach sich gönne, ist er doch dieser Juristenseele, seinem glücklicheren Nebenbuhler im späteren Leben nicht sehr hold gewesen. Er freute sich zu vernehmen, daß der Ehe Thereses mit diesem ehrgeizigen Karrieremacher keine Kinder entsprossen. „Es wäre doch eine Schande", meinte er, „wenn dieser Halle sich vermehrt hätte und uns noch einige kleinere Halloren beschieden gewesen wären!" Und als man ihm kurz vor seinem eigenen Tod nach Paris schreibt, daß Halle verrückt geworden

sei, lacht Heine auf: „Er soll wie ein Hahn krähen in seinem Irrsinn, der arme blöde Teufel. Gott ist witzig." Er empfand neuerlich einen doppelten Zorn gegen den Rechtsgelehrten, weil dieser ihm nicht nur die Braut weggeschnappt hatte, sondern weil durch diesen trocknen Schleicher auch sein Oheim Salomon bei der Abfassung seines Testamentes beraten worden war, in dem er seinen berühmten Dichterneffen enterbt oder richtiger ausgedrückt, ihm die jährliche Geldspende entzogen hatte.

Über nichts hat sich Heine in seinen letzten Jahren so sehr erregt, wie über diesen „Schurkenstreich", wie er ihn nannte, seines vermögenden Oheims, den er dann in die tiefste Höllenbulge Dantes verwünscht hat. Was ihr Vater an dem kranken Poeten verschuldet hat, das suchte nun wiederum die Tochter Therese gut zu machen. Sie reiste nach Paris. Allerdings zusammen mit ihrem für Heine unausstehlichen Bruder Karl, dem Haupterben des verstorbenen Krösus. Dieser Karl hegte seinerseits einen nicht gelinden Groll gegen den vielgenannten Vetter, weil dieser mit seiner jetzigen Frau, einer geborenen Fould-Furtado, vor ihrer Verheiratung mit Karl, verschwiegene verliebte Beziehungen unterhalten haben sollte.

Es läßt sich denken, daß die letzte Begegnung zwischen den beiden Männern in Paris eine sehr frostige gewesen ist, zumal der reiche junge Bänker, der jetzt über dreißig Millionen verfügte, von dem Dichter verlangte, daß er alles, was er an persönlichen Erinnerungen niederschrieb, zunächst ihm und damit einer Verwandtenzensur vorlegen müsse. Nur unter dieser Bedingung werde er ihm die regelmäßig vom Vater gezahlte und dann testamentarisch gestrichene Rente weiterbewilligen. Was er dann auch, nachdem Heine nochmals eidlich versichern mußte, nichts nachteiliges gegen seine Familie zu veröffentlichen, bis zum Tode des Dichters erfüllt hat. Solange dieser Aufpasser Karl in der Nähe war, taute Heine darum auch gegen die ehedem so geliebte Base Therese nicht auf. Erst als sie nach ihrem letzten förmlichen Be-

such, den sie ihm mit dem Bruder abgestattet hatte, noch einmal auf ein Stündchen allein zu ihm kam, erst da öffnete sich das verbitterte Herz des Dichters noch einmal vor dieser Frau, die beinah' vordem seine Braut geworden wäre.

Therese war, als sie bei Heine eintrat, zunächst wieder auf's tiefste erschüttert durch den Anblick des Kranken. Heine lag schon seit Jahren unbeweglich zu Bett. In seiner Matratzengruft, wie er sie nannte. In der lauten Rue d'Amsterdam zu Paris, wo er vier Treppen hoch in einem trostlosen Hinterhaus wohnte. Eines seiner Augen war völlig erloschen. Und von dem andern mußte er, dieser „arme einäugige Hannibal" erst mit den Fingern das Lid in die Höhe heben, weil dies Auge gleichfalls schon eingesunken in seinem blassen Gesicht lag, das ein dunkler Krankenbart umrahmte. „O! Du bist es Therese!" flüsterte der Poet, als er seinen eben geschilderten Handgriff vorgenommen hatte und die Erschienene erkannte: „Wie schön von dir, daß du allein zu mir gekommen bist, ohne diesen" – Heine verschluckte, eingedenk seines Gelübdes, das er eben erst abgelegt hatte, ein Spottwort, das er dem gefühlskühlen Herrn Vetter spenden wollte. Aber Therese nahm den abwesenden Bruder gleich in Schutz. Vielleicht auch schon darum, weil sie gegen seinen Willen dem Dichter diesen letzten Besuch abstattete. Karl, so entschuldigte sie ihn, habe ungewöhnlich viele Sorgen auf sich lasten. Das Bankgeschäft blühe und gedeihe nicht mehr so gut wie zu des Vaters Zeiten. Schwager Friedlaender, der Gatte Amalies, forderte immer wieder größere Zuschüsse, da sein ostpreußisches Gut weniger und weniger abwerfe.

„So? Und ich dachte, Amalie hätte wunders eine wie gute Partie an diesem Sir John Friedlaender gemacht. Sie spielte sich doch noch so üppig auf, als ich sie das letztemal in Hamburg sah."

„Du kannst dir denken, Harry, daß sie sich grade vor dir nicht gerne klein machen wollte."

Der Dichter schweifte in seinen Gedanken an diese seine letzte Reise nach Deutschland ab, die er in seinem „Wintermärchen" so witzig besungen hat. „Ja, ich entsinne mich, daß sie sich ganz besonders prächtig herausgeputzt hatte. Sich und ihre kleine zweite Tochter, die ihr leider fast gar nicht ähnlich war, sondern eher etwas friedländerisch stupides in ihrem Gesicht hatte. Sag es bitte deinem Bruder nicht wieder! Ich schwöre dir, daß ich es nicht drucken lassen werde."

Therese versuchte zu lächeln, um dann erneut die wirtschaftlichen Verhältnisse der Schwester in ihrer ganzen Traurigkeit auszumalen.

„Wie schade!" bedauerte der Dichter die ferne Amalie mit. „Ich habe sie einmal sehr lieb gehabt. Viel lieber jedenfalls, als sie mich hatte. Ich weiß noch gut, wie wir uns endgültig verkracht haben. Sie war meine Anschmachtungen wohl längst schon leid geworden. Aber ich kann viel an Unartigkeit und Zurücksetzung vertragen wie jeder gute Jude. Nur als sie über meine Gedichte lachte, die ich noch dazu auf sie verfertigt hatte, da war es aus mit meiner Geduld und Langmut. Sie erschienen unter einem andern Namen als dem meinigen. Kennst du noch das alte Buchstabenspiel bei deinem Vater, Therese, mit dem wir uns manchmal einander Rätsel aufgaben? Einmal kam der alte Herr nach Hause und sagte: ‚Nu ratet mal, was für ein Gast nach Hamburg kommt und uns besuchen wird?' Und dann nahm er den Buchstabenkasten und setzte den Namen zusammen und warf uns dann die Lettern hin: ‚Mit 'nem ‚B' fängt er an.' Da hatten wir's bald heraus. ‚Blücher!' riefen wir allesamt jubelnd. Nur Amalie glaubte nicht recht an diese Ankündigung und platzte vor Lachen aus, weil sie meinte, der alte Bär habe uns ein Märchen vorerzählt. Da wurde dein Vater ganz ‚brüsk', wie er für ‚böse' sagte und ereiferte sich, mit Händen und Füßen um sich schlagend: ‚Natürlich wird er kommen, der alte Blücher! Zu mir wird er kommen, der Marschall Vorwärts. In mei Haus, da gibt's nichts zu kichern,

dummes Schicksche. Mei Champanir wird der Blücher trinken und mei Portwein und Madeirawein und guten Rotwein dazu. Mei Krebserluppe wird er schlürfen, mit Rosinen, teilweise in die Krebsen. Das edle Ochsen-Fleisch der Hamburger, bei mir wird er es zu sich nehmen. Mei Fasanen wird er essen und Hasen, wo meine Leute in meinem Garten geschossen haben.' Und er ist ja dann auch wirklich bei uns eingekehrt, der Sieger von Belle Alliance, wie's dein Vater vorausgesagt hat, und hat sich nicht gescheut mit uns Juden zu essen, der alte Freimaurer.

Also dies Buchstabenspiel nahm ich mir eines Tages vor und las meinen Namen ‚Harry Heine Düsseldorf' aus dem Kästchen zusammen und würfelte mit den Lettern herum. Denn meine schöne Vaterstadt am Rhein sollte unbedingt bei meinen frühesten dichterischen Versuchen, die ich veröffentlichte, miterwähnt werden. Da kamen die Worte heraus: ‚Sy Freudhold Riesenharf.' Und unter diesem Decknamen erschienen die ersten Kinder meiner Muse in der Zeitschrift ‚Hamburgs Wächter.' Ich war stolz wie ein Pfau, zumal irgend ein Kritikus – der Teufel verarge ihm seine Güte nicht! – über diese Frühgeburten schrieb: ‚Das ganze Wesen der Poesie lebt in diesen Gedichten. Herr Riesenharf hat das, was das Erste und Letzte beim Dichter ist: Herz und Seele. Ein deutscher Byron scheint in ihm heraufzuwachsen.'

Nur deine Schwester Amalie schien diese Zuversicht des braven Mannes nicht zu teilen, noch den geringsten Wechsel auf meine ruhmreiche Zukunft zu diskontieren. Sie lachte hell auf, als ich ihr meine Poesien unter der Hand zusteckte und die Prophezeihung meiner kommenden Größe. Lachte noch heller auf als damals, da sie die Ankündigung von Blüchers Besuch für eine Flunkerei deines Alten nahm. ‚Riesenharf!' spottete sie: ‚Welch ein Zwerg mag sich hinter diesem aufgedonnerten Namen verbergen! Wie kann man nur solche schwülstige weltschmerzlichen Reimereien verbrechen!' Und dann fing sie an in ihrer pomadigsten Hamburger Mundart zu deklamieren:

‚Ei! kennt ihr noch das alte Lied?
Das einſt ſo wild die Bruſt durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menſchen, die nennen es – Liebe.‘

Da war mir zumute, als wenn einer Stiefeltran oder Wagenſchmiere auf meine poetiſchen Roſen gegoſſen hätte. Und meine Leidenſchaft für Amalie verwandelte ſich alsbald in bittern Eſſig. Aber das Salz der Tränen ſchmeckt den Leuten ja, wenn andere als ſie es geweint haben. Und ſo iſt es gekommen, daß meine Lieder, die nach dieſem Bruch mit Amalie entſtanden ſind, den meiſten Erfolg beim Publiko gefunden haben.“

Baſe Thereſe ſuchte die reizbare launiſche Schweſter und ihr vorſchnelles Urteil noch nachträglich bei dem Dichter zu entſchuldigen. „Sie hat ſchwer büßen müſſen für ihre Hoffart, Harry, mit der ſie als junges Mädchen nicht nur dich, ſondern uns alle oftmals geplagt hat. Sie iſt nicht ſehr glücklich geworden mit ihrem bäuriſchen Herrn Gemahl. Und manchmal wird ſie vielleicht ſchon im Leben gedacht haben: ‚Hätt’ ich doch – –.‘“

Thereſe ſprach nicht weiter, weil ſie ſich plötzlich von dem lauſchenden Dichter auf den gleichen Gedanken ertappt fühlte, die ſie von ihrer Schweſter angedeutet hatte. Doch Heine befreite ſie artig gleich von ihrer Verlegenheit, indem er meinte: „Ach! Ich glaube, zur Krankenpflege, wie ich ſie jetzt bedarf, hätte deine Schweſter Amalie zu wenig Begabung gehabt. Dafür wäre ſie viel zu unruhig und ungeduldig und zappelig. Dazu bedarf es eines ganz anderen Weſens als ſie es hat: Eines liebevollen, gütigen – –.“

Und nun ſchwieg der Dichter, weil er bei dieſen Worten ſo lebhaft an die neben ihm ſitzende Thereſe dachte, daß er fürchtete, ſie müſſe ſeine geheimen Vergleiche geradezu erraten. Und das tat ſie auch. Aber ſie wich ihm und

ihren stillen Selbstvorwürfen aus, indem sie seufzte und eine allgemeine Klage anhub: „Was wir uns von dem Leben erwarten, das erfüllt sich leider in den seltensten Fällen, Harry."

„Ich hab' eben Unglück gehabt mit meiner Sippschaft", stellte der Kranke stillergeben fest. „Und die Liebe, die ich ihr entgegentrug, ist mir schlecht vergolten worden. Schon bei meinem Onkel, deinem seligen Vater, fing es an. ‚Ich wünschte dir nicht, mein lieber Oheim,' habe ich ihm schon ziemlich früh im wechselvollen Auf und Ab unserer Bekanntschaft einmal gesagt, ‚daß die Guthaben, die deine Bankkunden bei dir deponieren, sich so schlecht verzinsen, wie meine Zuneigung für dich, die ich bei dir angelegt habe. Ich fürchte sonst, man würde dir bald nicht mehr allzuviel anvertrauen.' Aber meine weichen und zärtlichen Töne machten auf Euren alten Herrn fast ebensowenig Eindruck wie meine Lyrik auf Amalie. Bis ich ihm jene saugrobe Erklärung an die eiserne Stirn schmeißen mußte: ‚Weißt du, Onkel, das Beste an dir ist, daß du meinen Namen trägst.' Worauf binnen kurzem ein freundlicher Brief nebst einem Wechsel seinerseits erfolgte mit der anerkennenden Anrede: ‚An den Mann, der gefunden, daß das Beste, was an mir ist, daß ich sein Name führe.'"

„Ja! So war er!" bestätigte Base Therese. „Man mußte ihm gegenüber einen ebenso harten Kopf aufsetzen, wie er einen hatte. Und wenn man das nicht konnte, so wurde man von ihm zu seinem eigenen Willen gezwungen."

„Das wußte ich, Therese. Und darum hab' ich dir den Doktor Halle verziehen wie deiner Schwester den Herrn Friedlaender, wiewohl du ganz gut noch ein wenig auf das Aufgehen meines Sternes hättest warten können."

„Hab' du einmal einen reichen Vater, Harry, der dir alle Tage vorrechnet, daß auf einen Dichter und Schriftsteller kein Verlaß sei, daß er ein armes Federvieh bleiben würde sein Lebelang, der sich nicht einmal selbst ernähren könnte, geschweige denn noch Frau und Familie dazu! Laß dir das einmal

immer wieder auf Grund von Wechseln und Schuldscheinen und Gott weiß was für kaufmännischen Papieren vor Augen führen! Und dann hab' die Kraft, wenn du ein verwöhntes Mädchen gewesen bist, und erkläre: Ich pfeife auf das alles."

In diesem Augenblick wurde das Gespräch der beiden durch den eindringlichen Ruf eines Papageien unterbrochen, der nebenan im Zimmer von Heines Frau, der er gehörte, auf seiner Käfigstange saß und laut in französischen Worten schrie: „Ich will meine Schokolade haben." Dieser Zwischenruf klang wie eine komische Fortsetzung der ernsthaften Erwägungen, die Therese soeben angestellt hatte, und ergötzte darum den kranken Dichter so sehr, daß er am liebsten in ein teuflisches Lachen ausgebrochen wäre, wenn ihm das nicht in seinen gelähmten Gliedmaßen so schrecklich weh getan hätte.

„Verzeih mir!" bat er jetzt seine Base, „daß ich grinsen mußte. Dieses dumme Tier macht neuerdings immerzu mit Vorliebe den lächerlichen Chorus bei den Unterhaltungen, die ich mit meinen wenigen, noch vorhandenen Freunden führe. Neulich erst, als mein Verleger Campe, dein Landsmann aus Hamburg bei mir war, und mir vorerzählte, daß er so gut wie gar nichts an meinen Schriften verdient habe, kreischte dieses billige Tier plötzlich auf französisch ganz seelenruhig dazwischen: ‚Alles gelogen.' Man wird schließlich noch glauben, da es ja nichts böses gibt, was man mir nicht zutraut, ich hätte das Vieh abgerichtet, mir mit seinen boshaften Zwischenbemerkungen meine Gäste herauszugraulen."

In der Tat hatte sich Therese etwas verärgert über dies taktlose Tier bereits erhoben. Wurde aber nun durch einen sanften Druck der heißen unglaublich dünn gewordenen Hand des Dichters veranlaßt, noch einmal auf dem Stuhl Platz zu nehmen, der dicht neben seinem Krankenlager stand. So dicht, daß Heine seine schwache Stimme nicht zu erheben brauchte, wenn er sich unter-

halten wollte. Und leise spann er sich noch ein letztes Mal in Jugenderinnerungen mit ihr ein: „Weißt du noch, wie ich dich zuerst sah, Therese? In Eurem Garten zu Ottensen an der Elbe. Du warst eben sieben Jahre alt und saßest auf der Schaukel. Da kam dein Vater mit mir und stellte mich dir vor: ‚Das ist dein neuer Vetter.‘ Und ich sagte: ‚Jawohl! Das bin ich. Ich könnte aber ebensogut dein Onkel sein, mein Kind.‘ Und dann gab ich dir einen Kuß auf den Mund. Du aber wurdest ganz rot im Gesicht. Worob dein Vater mich ungehalten beiseite zog und mich zur Rede setzte: ‚So jung ist das Schickliche auch nicht mehr, daß man sie mir nichts dir nichts auf den Mund küssen darf.‘ Worauf ich mich wiederum verteidigte: ‚Lieber Onkel, alle andern Küsse als die auf die Lippen sind unter pari!‘ bis er mich ärgerlich in ein Taxusgebüsch stieß.“

Therese entsann sich lächelnd dieses Auftritts und wurde noch heute ein wenig verlegen in Erinnerung daran. „Ja!“ fuhr Heine fort. „Und dann das letztemal, daß ich dich in Hamburg sah. Als junges Mädchen natürlich. Nicht als Frau. Denn als Frau Doktorin Halle warst du Respektsperson geworden. Der Augenblick von dem ich spreche, war kurz vor deiner Verlobung mit dem Doktor beider Rechte. In Eurer Hamburger Wohnung war's. Ich war eigentlich gekommen, um von deinem Bruder Karl Abschied zu nehmen, mit dem mich damals noch herzliche Freundschaft verband, die ja leider seitdem gründlich in die Brüche gegangen ist. Ich glaube, er kann's mir nicht verzeihen, daß ich ihn einmal schwach gesehen habe, als er hier in Paris krank an der Cholera darnieder lag, und ich ihn allein gepflegt und durchgebracht habe, um meinem Onkel seinen einzigen Sohn und dir den einzigen Bruder zu erhalten. Er hat's mir lauschlecht gelohnt. Mais, pas de zele! Ich will mich nicht mehr aufregen. Es ist genug, daß einer aus unserer Mischpoche, dein armer Gatte schon meschugge geworden ist.

Also damals wollte ich schnell an dir vorbeihuschen, da tratst du von deinen

Blumen am Fenster. Sahst mich groß an und fragtest: ‚Und du willst uns verlassen und nach Paris gehen?' Du sagtest aber diese Worte ‚nach Paris' so sehnsuchtsvoll, daß sie ebensogut hätten klingen können: ‚In's Paradies.' Und ich antwortete: ‚Ja! Ich will nach Paris.' Es war vielleicht die dümmste und einfältigste Entgegnung, die ich in meinem ganzen Leben von mir gegeben habe. Doch sie mußte dich an irgend einer Seite deines Innern getroffen haben. Denn plötzlich fielst du auf das Kanapee nieder und begannst ganz schrecklich zu weinen. Ich wollte zu dir eilen, dich zu trösten, dir gut zusprechen, ja vielleicht sogar – da trat dein Bruder Karl in die Stube. Und im selben Augenblick rannteste du pfeilgeschwind mit deinen Tränen hinaus."

Der Dichter brach seine Erzählung ab. Denn wiederum weinte Therese wie damals. Und ihre heißen Zähren tropften nun auf seine feine bleiche Hand, die sie an ihre Lippen gezogen hatte, um sie ein letztes Mal zu küssen. Und dann verschwand sie von seiner Seite so haltig wie damals, als wäre ihr, der gefügigen Tochter und Schwester aus dem reichen Bankhaus Heine, wieder zum Bewußtsein gekommen, daß sie gegen den ausdrücklichen Wunsch ihres knauserigen Bruders gehandelt habe, mit dieser letzten Aufwartung, die sie dem leidenden Dichter gemacht hatte.

„Ob sie mich wirklich einmal geliebt haben mag, meine Couline Therese?" fragte Heine am Abend dieses Tages wehmütig vor sich hinlächelnd seine Frau Mathilde. Da wurde ein Abschiedsbrief von Therese bei ihm abgegeben, in dem sie ihm mitteilte, daß sie den Bruder Karl bewogen habe, dem kranken Vetter einen größeren Wechsel als bisher auszustellen. „Mais naturellement!" beantwortete jetzt das Weltkind Mathilde des Dichters Frage: „Wenn wir Frauen Euch Männern Geld beschaffen, dann lieben wir Euch oder haben Euch irgendwie lieb gehabt. Das ist der stärkste Beweis unserer Liebe."

SLUB
Wir führen Wissen.

HANS FRANCK

GEDICHTETES LEBEN

Ich weine.

Mein Leben, das, was ich für mein Leben halte, ist zerbrochen. Seit Jahren weiß ich, was ich werden will. Nicht daß ich meinen Beruf, wie manche der Jungen, mit Namen nennen könnte. Nur um seine Art weiß ich: Hoch über den Köpfen der Menge stehn und zu den Menschen sprechen. Das steht fest. Es gilt nur noch zu entscheiden: Wer kann am häufigsten zu unter ihm Stehenden, unter ihm Sitzenden seine Sprache aussenden? Wessen Worte vermögen am tiefsten in die Zuhörer einzudringen? Wessen Stimme reicht am Weitesten? Nicht nur über einen Platz, nicht nur über die Dächer einer Stadt, sondern über das ganze Land hin!

Unser Kirchenrat ist gestorben. Es muß ein neuer Pastor gewählt werden. Drei Anwärter präsentiert die Regierung der Stadt. Unter ihnen hat die Gemeinde einen zu erwählen. Meine Eltern nehmen mich an diesem Sonntag mit zur Kirche. Die drei Wahl-Pastoren tauchen einer nach dem andern aus dem Kanzelrund empor und halten ihre Probepredigt. Ich weiß, wem von ihnen ich meine Stimme gebe: dem Zweiten! Denn seine Rede war die Beste. Mutter ist mit mir einer Meinung. Vater widerspricht: Der Erste muß gewählt werden! Der Dritte kommt nicht in Frage. Aber der Erste! Er hat am besten gepredigt. Dem Zweiten gehn die Worte zu leicht ab. Mutter und ich sehen uns in geheimem Einverständnis an: Was versteht der Vater von einer Rede?! Die Wahl geht vor sich; anfangs – in Rücksicht auf den heiligen Raum – ohne Hast, ohne Laut; dann mit Drängen, Geschiebe, Gesumm, hochschießenden Worten, eifernden Zurufen; schließlich nicht viel anders wie die Wahl zum Bürgerausschuß auf dem Rathaus: mit Gelärm und Gelächter. Mutter und ich erleben den Triumph, daß unser Kandidat, der Zweite, gewählt wird.

Zweihundertneunundliebzig Stimmen bekommt er. Vaters Auserwählter kriegt einundneunzig Stimmen. Der Dritte gar bringt es nur zu dreißig Anhängern. Mutter muß mir den Mund zuhalten, daß ich nicht – meine Mütze in der erhobenen Rechten – zum sternbemalten Gewölbe der Kirche „Vivat!" hinaufschreie.

Als das Wahlresultat feststeht und die beiden Durchgefallenen aus der Kirche verschwunden sind, schreitet ein Geistlicher – umfänglicher als die drei Kandidaten insgesamt, mit einem mächtigen, im Nacken schichtweis wie ein Immenrump gekerbten Schädel – in den Altar, gefolgt von dem Erwählten. „Oberkirchenrat – – Oberkirchenrat – –!" läuft Geflüster von Mund zu Mund. Als der Würdestrotzende sich umdreht, sehe ich, daß auf seiner wogenden Brust ein großes goldenes Kreuz empor und nieder schaukelt, regelmäßig wie ein Stück schwimmenden Holzes auf einem überwellten See. Der Oberkirchenrat führt den neuen Stadtpastor in seine Stellung ein, verpflichtet ihn durch Handschlag für sein Amt, erteilt ihm zur Besiegelung des Schwurs das Abendmahl und beginnt, zur Gemeinde zu sprechen.

Da erfahre ich in Wahrheit, was eine Rede ist. Gewaltig spricht der Gottesmann. Seine Stimme dröhnt wie Tubaton des Jüngsten Gerichtes. Die Steine der Gewölbe zittern. Dann läßt der Predigende seine Worte ablinken. Immer tiefer kommen sie herauf. Werden leiser. So leise wie das Raunen aus einem unergründlichem Sood, dessen Wasser – obwohl man es nicht sieht – da ist, auch dann, wenn alle andern Brunnen versiegten. Und doch braucht niemand, nicht einmal das schwerhörigste Mütterchen in der entferntesten Ecke, die Hand helfend ans Ohr zu legen. Plötzlich hebt der Oberkirchenrat die Worte wieder und läßt sie unter den Strahlen seines Gefühls hinschmelzen, daß sie sich verwandeln in – – ja, worin nur? – in Tränen. Selbst die Männer, die vor sich niederblicken wie Schulbuben, haben Wasser in den Augen. Frauen schluchzen. Kinder weinen. Ich aber, der Schulbube, starre nicht vor mir nieder; ich,

das Kind, weine nicht; ich, der leichter, öfter heult als die Schwester, sehe leuchtenden Auges zu dem Mann im Altar auf, zu dem Mann, in dessen Worte Hunderte eingehen, als säßen sie nicht auf Kirchenbänken, als lebten sie – verzaubert – innerhalb eines überirdischen Reiches, das sich mit seinen Wundern vor ihnen allen auftat.

An diesem Abend erkläre ich Vater und Mutter: „Oberkirchenrat will ich werden!" Hochdeutsch kommen diese Worte aus meinem Munde. Das geschieht jetzt, ohne daß ich es will und weiß, des öfteren. Denn das Reis, welches man der Sprache meiner Kindheit aufgepfropft hat, ist angewachsen, hat Knospen, Blätter, Zweige getrieben.

Der Vater belehrt mich – der den Mund zu runden, die Brust zu wölben versucht wie der Mann im Altar – daß man Oberkirchenrat nicht werden könne. Ich verwundere mich: Aber der Mann mit dem goldenen Kreuz sei doch Oberkirchenrat „geworden"! Mutter bedeutet mir: „Geworden" sei er Pastor, und aus der großen Schar aller Pastoren des Landes habe sehr viel später der Großherzog ihn zum Oberkirchenrat erwählt, so wie die Stadt aus den drei Kandidaten sich ihren Pastor gewählt habe. Ich begreife und erkläre: Dann wolle ich also, damit der Großherzog mich später zum Oberkirchenrat erwählen könne, Pastor werden.

Pastor – der Vater ist einverstanden. Es ist das billigste Studium. Pastor – die Mutter gibt ihre Zustimmung. Sie denkt an den Sonntagsmorgen, da ich zum ersten Mal im Talar auf der Kanzel unserer Kirche stehe, sie mit dem Vater in der vordersten Bank sitzt, wo man zu ihrer Rechten und ihrer Linken Platz freilassen wird, so knapp auch in den hinteren Bänken die Sitze sein mögen.

Eines Tages aber setze ich Vater und Mutter durch die Mitteilung in Schrecken: „Nein, ich will nicht mehr Pastor werden!" Ich habe in einem der Journale, die Mutter jeden Mittwoch und jeden Sonnabend ins Haus gebracht wer-

den, ein Bild von Erich Schmidt gesehen, der auf den Berliner Lehrstuhl berufen ist; habe erfahren, was man unter einem Professor versteht; habe gelesen, zu wem er spricht, welche Wirkung für eine Generation von Gelehrten von seinen Reden ausgeht. Das ist etwas anderes, etwas höheres, etwas weiterwirkendes, als von der Kanzel eines Städtchens oder gar eines Dorfes ein paar hundert abgearbeiteten Männern und vorzeitig gealterten Frauen des Sonntags Bibelsprüche ausdeuten!

Was ich denn werden wolle, fragt der Vater mich, wenn ich zum Pastorwerden keine Lust mehr hätte? Ich werfe mich in die Brust und schmettere: „Professor! Germanist!!" Vater begreift nicht: Aber das seien doch zwei Teile! Eines von beiden könnte ich nur werden: Professor oder „Germankist." Ich blähe mich auf und halte den Eltern einen Vortrag: Was ein Professor sei und was ein Germanist (dabei muß ich schwindeln, denn ich weiß es selber nicht); daß ein Germanist immer auch ein Professor sei, aber ein Professor noch lange nicht immer ein Germanist. Der Vater krault sich hinter den Ohren: Gut, also seinetwegen Professor. Es sei sicher viel teurer als Pastorwerden; womöglich halbmal so teuer. Aber dafür werde ich dann ja wohl auch mehr verdienen als ein Pastor und könne später, wenn ich an jedem Monatsersten das viele Geld einstreiche, ihm das, was das Professorwerden mehr gekostet hätte als das Pastorwerden wieder zurückzahlen.

Als wir Mutter fragen, wie sie über einen Berufswechsel denkt, gibt sie keine Antwort.

Wieder setze ich eines Tages Vater und Mutter durch Sinnesänderung in Schrecken. „Nein", erkläre ich, als ob mit dieser Erklärung mein Schicksal entschieden sei, „nein, ich will auch nicht mehr Professor werden!"

Abermals hat ein Journalbild mich umgestimmt; nun ein großes, buntes, das dem Heft voranging. Darunter stand: „Fichte hält seine berühmten Reden an die deutsche Nation." Und ich habe zur Erklärung des Bildes und

der Unterschrift gelesen, daß durch diese Reden ein Volk anders geworden ist; besser, mutiger, seiner selbst wieder bewußt. Das ist es: Zum Volk will ich sprechen! Die, welche es zu meinem Munde ausgehen hören, dürfen das Wort, dürfen mein Wort nicht für sich behalten. Sie müssen es hinaustragen als meines Geistes Boten in alle Lande. Zum Volk will ich sprechen! Zu einem Geschlecht von Gelehrten und Lehrern sein Wort ausgehen lassen – eine Aufgabe, das Leben eines Mannes wert. Aber nicht der Gipfel. Zum Volk will ich sprechen! Das Volk, das eigene Volk, das deutsche Volk, das sich vergessen hat, das sich nicht mehr kennt, besser machen und größer und innerlich reicher und der Väter wieder würdiger – das, das erst ist, was sich als Beruf lohnt. Zum Volk will ich sprechen!!

Als der Vater mich fragt, was ich denn nun schon wieder werden wolle, gebe ich zur Antwort: Ein Fichte! Vater begreift nicht. Auch Mutter ist ratlos. Ich habe absichtlich einige Wochen gewartet seit der Stunde, in welcher die Zeitschrift mit dem bunten Bilde, das mich umstimmte, wieder aus dem Hause geholt wurde. Wenn Mutter auch nur Interesse für die Romane in den Journalen hat, vielleicht ist ihr das Bild nicht entgangen. Ich will aber nicht, daß sie weiß, was mich andern Sinnes gemacht hat. Meine Berechnung erweist sich als richtig. Die Mutter fragt: Was ein „Fichtor" sei? Ich halte den Eltern einen langen Vortrag über den Beruf aller Berufe: Zum Volk sprechen!

Als ich geendet habe und auch diesmal die Einwilligung der Eltern entgegennehmen will, schüttelt Vater den Kopf: Das sei nichts Rechtes. „Fichtor" – davon könne man sicher nicht leben. Ich widerspreche. Vater fährt mich an: Nun sei's genug mit der Rumfummelei. Pastor könne ich werden. Seinetwegen auch Professor. Aber was andres nicht. Jede Waage habe nur zwei Schalen. Wenn die eine nach oben gehe, müsse die andere nach unten sacken. Also was ich denn nun werden wolle: Pastor oder Professor? Kleinlaut antworte ich: „Professor – –" Vater ist es zufrieden.

Aber Mutter sagt bedeutsam: „Vielleicht muß er doch noch was anners werden als Pastor oder Professor – –" Vater staunt: Muß – – –? Mutter gibt keine Antwort. Da weiß Vater seiner Verwunderung kein Ende: Mutter schweigt? Doch schon spricht sie mit den Augen. Sie zeigt mit dem Kopf nach mir. Vater begreift und läßt die Sache in meiner Gegenwart auf sich beruhen. Ich aber begreife weder die Mutter noch den Vater.

Es liegt auf der Hand, daß jemand, der Professor werden will, mit der Bildung einer sechsklassigen Bürgerschule nicht ausreicht. Es muß also etwas für meinen künftigen Beruf geschehen. Mutter will mich in die „Feine Schule" schicken. Ich bin nicht abgeneigt, ihrem Wunsch nachzugeben. Zwar die kurzhosigen Jungen, welche dort – alle in einer Klasse, wie die Armenschüler – unterrichtet werden, sind frech und hochnäsig. Aber wenn ich in die „Feine Schule" komme, muß man mir endlich statt der grauen Großvatergewandung farbige Anzüge vom Händler kaufen. Und mit Holzpantoffeln kann ich dorthin auch nicht geschickt werden. Aber Vater lehnt Mutters Vorschlag rundweg ab: Von den zweieinhalb Lehrern, welche man an dieser Eingebildeten-Schule hätte, lerne ich nichts Rechtes. Mutter widerspricht: Auf das, was ich in den nächsten Jahren aus Büchern lerne, käm es nicht an. Den Bücherkram könne ich später auf dem Gymnasium nachholen. Aber in der „Feinen Schule" werde ich was lernen, das man mir in der Stadtschule nicht beibringen könne und wenn ich zwanzig Jahre dorthin ginge. Der Vater will wissen: Was? Mutter triumphiert: „Gebildete Benehmigung!" Aber Vater ist trotzdem unerbittlich: Keinen Pfennig für den Besuch der Eingebildeten-Schule! Er spricht mit dem Rektor, mit einer Reihe von Handwerksmeistern, mit mehreren nicht zu den oberen Zehn der Stadt gehörigen Bürgern. Sein Bemühen hat Erfolg. Eines Tages beginnt der Privatunterricht beim Rektor.

Gemeinsam mit den gleichaltrigen Jungen des Tischlermeisters und des Bäcker-

meisters, des Bierbrauers und des Kantors erhalte ich Unterricht im Latein und im Französischen und in den Anfangsgründen des Griechischen. Als Zwölfjährige sollen wir aufs Gymnasium in der Landeshauptstadt geschickt und in die Tertia oder die Quarta eingereiht werden. Die Sprachstunden liegen nicht etwa außerhalb der Schulzeit! Den Nachmittag braucht der dickbäuchige Rektor ungeschmälert, um seinen Durst durch Biertrinken zu löschen. Wir werden vom Singen und vom Turnen und vom Zeichnen befreit, die als nebensächlich gelten; und während die Kameraden – der Bücher ledig – Hand und Auge, Stimme und Ohr, Arme und Beine in fröhlichem Wettstreit schulen, sitzen wir über den Holzweißig, den Cornelius Nepos, den Ploetz gebeugt und pauken.

Als die Zeit naht, da wir die Stadtschule mit dem Gymnasium vertauschen sollen, höre ich die Eltern halbe Nächte lang in der Schlafkammer miteinander sprechen. Ich verstehe, so emsig ich horche, kein Wort. Offenbar sind Vater und Mutter sorgsam darauf bedacht, ihre Stimmen niederzuhalten. Aber wovon können sie sonst sprechen als von dem Schweren, das über unser Haus verhängt ist: von Vaters Krankheit.

Ja, Vater ist – seit Jahr und Tag schon – krank. Er kann die Speisen nicht bei sich behalten. Oftmals kehrt er mitten in der Woche am hellen Tage vom Lande heim. Die „Broodkiep" ist prall und schwer; aber nicht von Sonnabend-Geschenken, sondern von Ungegessenem. Mühsam stützt Vater sich auf seinen Eichenstock. Sein Gesicht ist gelb und zerknittert wie strohiges Packpapier. Kein Wort kommt, wenn er das Haus betritt, über seine Lippen. Aber wir drei daheim wissen, was geschehen ist. Mutter fragt: „Hest Du wedder – –?" Vater nickt mit dem Kopf. Die Mutter will wissen: Wann? und: Wo? und: Wieviel? und: Aus welchem Anlaß? und: Ob er sich auch Zeit zum Essen gelassen und gut gekaut oder wieder alles in fünf Minuten runtergeschlungen habe? Ob er durch haltiges Wasser-Trinken oder durch

unmäßiges Kaltes-Bier-Saufen selber die Schuld an der erneuten Kotzerei trage? Vater gibt keine Antwort. Er geht in unsere „Lüdd Stuuw". Das ist ein einfenstriger Raum von zwei Meter Breite und drei Meter Länge, in dem wir übertag zu Vieren hausen. Denn der große zweifenstrige, vier Meter im Quadrat umfassende Raum davor darf nicht betreten werden. Das ist die „Beste Stube" mit Plüschmöbeln und Vertiko, mit Trumeau und Japansäule für die Stoffpalme. Sie dient zum Empfang der Gäste, zum Aufhängen der Sonntagskleider am goldbronzierten Kronleuchter und der Mäntel am ungeheizten weißen Kachelofen, die schnell weggegrapscht werden, wenn ein Besucher im Spion gesichtet ist. In der Lüdden Stuuw wirft Vater sich aufs Sofa. Mutter bedrängt ihn, daß er zu Bett gehe; ein Kranker gehöre nun mal ins Bett, nur im Bett ruhe der Körper richtig aus. Da wird der Vater heftig: Hundertmal schon habe er gesagt, daß er erst dann sich ins Bett packe, wenn er bei dem letzten Wegweiser angekommen sei. Soweit wärs noch lange nicht. Mutter ist beleidigt, obwohl außer bei dieser ewigen Streitfrage – Bett oder Sofa – nie ein hartes Wort über die Lippen des Elenden kommt.

Denn Vater ist der geduldigste Kranke von der Welt. Stunde um Stunde liegt er bewegungslos auf dem Sofa der Lüdden Stuuw. Werden Übelkeit und Schmerzen garzugroß, dann kehrt er das Gesicht zur Wand. Das ist alles, was die Krankheit an Abwehr ihm aufzunötigen vermag. Kaum geht es ihm ein wenig besser, so dreht er sich wieder herum. Er lächelt, wo andere das Gesicht verzerren. Er scherzt, wo jedermann sich dem Stöhnen überließe. Er tröstet die, welche zum Trost gekommen sind. Nur seine Ruh will er haben, sobald es ihm schlecht geht. Nichts als seine Ruh.

Gerade die aber läßt Mutter ihm nicht. Gewiß, sie ist gütig und hilfebereit und unermüdlich. Aber während Vater sich ohne Besinnen der Krankheit ausliefern will, muß Mutter gegen sie kämpfen; muß sie wissen, was war,

was ist, was werden soll. Sie quält Vater mit Fragen, mit Unruhe, mit gutgemeintem Tun. Vor allem andern immer wieder durch dies: Essen soll er. Vater will nicht. Mutter bedrängt ihn: Essen! Sonst komme er von Kräften. Und dann – –! Was aus ihr und den beiden unversorgten Kindern werden solle, wenn – –? Essen! Es werde schon gutgehn diesmal. Er werde es ganz gewiß bei sich behalten. Sie koche ihm was besonders Gutes. Was Leichtes, das kleine Kinder vertragen können. Worauf er Appetit habe? „Upp Ärftn un Speck!" scherzt Vater. Die Mutter schilt: Sie meine es ernst. Warum er sie verspotte? Also was er wohl zu essen haben möge? „Bohn'nsupp un Pökelfleesch", beharrt Vater. Die Mutter läuft hinaus: Sie wisse schon, was sie ihm bringe. Diesmal werde sie es treffen. Auch ohne daß er eine vernünftige Antwort gebe. Nach einer Weile kommt Mutter mit einem Teller zu dem gelbgesichtigen Vater. Darauf liegt eine Kleinkinderportion goldiger Muskartoffeln und ein Fingerhut voll roligem Schinken. Die Kartoffeln sind mit Milch und Butter gemischt. Der Schinken ist sorgsam gewiegt. Nur Schlucken ist nötig, nichts sonst. Vater dreht sich zur Wand. Er kann nicht essen. Er will nicht essen. Mutter bittet, bettelt. Mutter empört sich, schilt. Mutter schluchzt, weint. Schließlich reißt Vater sich doch herum. Mutter soll ihre Güte nicht verschwendet, ihre Arbeit nicht umsonst getan haben. Vater ißt. Aber nach einer Viertelstunde erbricht er die Kleinkinderspeise.

Grauenvoll dieses Würgen eines, den man liebt, und dem man doch nicht helfen kann! Unerträglich dieser gärige Geruch des Erbrochenen! Die Mutter mag Emailleeimer, Waschbecken, Nachttopf, die immer bereit stehen neben dem Sofa, wenn Vater krank ist, hinaustragen so schnell sie kann, mag spülen so oft sie will – der Geruch weicht nicht. Er verkriecht sich unters Sofa, in die Tischdecke, hinter die Tapete. Ich fliehe ihn, so oft ich kann. Der Gedanke daran reißt Ekel in mir hoch.

Aber gerade ich muß am häufigsten, am längsten beim Vater in der Lüdden

Stuuw sein. Wenn er mit einem barschen Wort alle hinausgefegt hat – Mutter, die Schwester, teilnehmende Besucher, mich – nach einiger Zeit mit seinem ihm zu Häupten stehenden Eichenstock auf den Fußboden stößt, die Mutter herbeiläuft, fragt, was er wünsche, so lautet – falls er nach einem Menschen verlangt – seine Antwort allemal: „Hans soll kam'n!" Vater will nichts von mir. Nur bei ihm sein soll ich. Viertelstundenlang fällt kein Wort. Ich sitze auf dem Rohrlehnstuhl vor dem Spion, mit welchem Mutter die Schulstraße kontrolliert. Manchmal aber sagt Vater: Ich solle den Sofatisch beiseite schieben, mir einen Stuhl holen und mich ihm gegenübersetzen. Auch dann schweigen wir. Nur Vaters Augen gehen über mich hin: fragend, prüfend, sorgend; aber auch mit Stolz, mit Hoffnung, mit Zuversicht. Zuweilen nimmt Vater meine Knabenhand in seine dickgeaderte, braune, rissige Manneshand und läßt sie nicht wieder los. Spricht er – in guten Stunden – doch einmal zu mir, so reden wir über die Schule, vom Lateinischen und Französischen, vom klugen Düwel und von den Dummköpfen, die im Extemporal mehr als zwanzig Fehler machen, von der veralteten Feinen Schule und vom zeitgemäßen Gymnasium, von meiner Zukunft, die Mutter und Schwester und ihn für alles entschädigen wird, was sie durchzumachen haben. Natürlich soll ich Professor werden. Seinetwegen, wenn mein Herz sehr daran hinge, auch Fichtor. Wahrscheinlich sei er damals zu dumm für meinen Vorschlag gewesen. Denn es bringe sicher noch mehr ein als Professor. Aber danach müsse er sich erst mal erkundigen, wenn er wieder besser sei. Ich glaube doch auch, daß er wieder besser werde? „Ja!" antworte ich, indem ich Vaters Hand nach Kräften drücke und bekenne meines Herzens innersten Glauben.

Die Mutter aber glaubt, daß Vater sterben muß. Sie glaubt immer das Schlimmste. Ihre journalvergiftete Phantasie erblickt Tag und Nacht rundum Gefahren. Was kann Vater anders haben als Krebs? Alle Zeichen sprechen dafür. Vater lacht sie aus: Er sei von Herzen gesund. Nichts fehle ihm. Das bißchen Kotzen?

Nicht der Rede wert. Und erstaunlich: des Winters, wenn er zu Hause ist, ausschläft, regelmäßig warmes Essen bekommt, ist Vater ein kerngesunder Mann. Im Frühling freilich, wenn er Montags mit der Brotkiep abziehen muß, ist das alte Lied wieder da. Aber selbst im Sommer kann er, sobald seine „Tour" vorüber ist – so, gleich den Anfällen eines periodischen Trinkers, nennt er scherzhaft seine Krankheitzustände – ungefährdet essen, was er mag, „Ärftn mit Speck" und „Bohn'nsupp mit Pökelfleesch", so oft und so viel es ihm gelüstet. Vater betont diese guten Zeichen seiner Krankheit. Mutter weist auf die bösen hin. Von Arzt zu Arzt schickt sie den Geduldigen, zur Nachbarstadt, in die Residenz, zur Großstadt. Jeder Arzt findet etwas anderes. Keiner behebt das Leiden. Weise Frauen werden gerufen. Sie kochen Tränke unsagbarer Art, besprechen das Übel. Aber es weicht nicht. Vaters Nackenhaare werden zu Schäfer Ast geschickt. Der sagt: Nicht der Magen sei krank, wie die Ärzte glauben und die Mutter gewiß weiß; ein bißchen zuviel Galle, sonst nichts. Das ist Vaters Mann. Während er über alle Medizinen spottet, sie widerwillig, sie gar nicht nimmt, schluckt er die Tropfen des Wunderschäfers freiwillig. Doch auch sie helfen nur des Winters, wenn keine Hilfe nötig ist.

Es wird schlimmer und schlimmer mit Vater. Eines Tages, da er abermals vorzeitig die Arbeit hat verlassen müssen, bleibt er nach zweistündigem, immer wieder von Erbrechen gehemmtem Heimmarsch auf der Weide liegen. Er sagt zu Geselle und Lehrling: Sie sollen sich nicht mehr um ihn kümmern. Ihm bleibe nur noch Eines: Verrecken! Das aber mache man, wie die Tiere des Waldes, am besten mit sich allein ab. Geselle und Lehrling gehorchen ihrem Meister nicht. Zwar der Lehrling läuft davon. Doch nur, um einen Wagen zu holen. Als man den Vater, im Stroh eines Kaltenwagens liegend wie ein gefallenes Tier, Schulstraße Nummer fünf vorfährt, stürzt Mutter mit dem Schrei aus der Tür: „Is Hei doot?" Da packen zwei dickgeaderte, teerbeschmutzte, sonnverbrannte Hände die obere Kante des Wagenbrettes, ziehen einen pack-

papiergelben, schmerzzerzerrten Kopf darüber hinaus, und der bärtige Mund dieses Kopfes ruft: „Noch nich!" Dann fällt Vater ins Stroh zurück. Der Nachbar, der herbeigelaufen ist, nimmt ihn bei den Beinen, der Geselle bei den Armen, und sie tragen den Kranken ins Haus. Man will Vater über den Flur in die Schlafkammer schaffen. Aber Mutter öffnet die Tür linker Hand zur Besten Stube. „Dorhenn?" fragt der Nachbar verwundert. Ja, bedeutet Mutter ihm, durch die Beste Stube zur Lüdden Stuuw. Dort liege Vater immer, wenn er krank sei, auf dem Sofa. Das müsse er doch wissen! Ins Bett bringe man ihn mit Gewalt nicht. Aber Vater zeigt mit der Hand den Flur entlang. Mutter schreit auf, bettelt: Er möge sich doch aufs Sofa in der Lüdden Stuuw legen lassen. Dort sei er das Kränklein nun mal gewohnt. Sie mache es ihm auf dem Sofa so bequem, daß er besser dort liege als in der kalten Schlafkammer. „In dei Lüdd Stuuw! Upt Sofa!" Vater schüttelt den Kopf und sagt: „Int Bett – –." Da weiß Mutter, daß nun auch der Vater den Glauben ans Wiederbesserwerden verloren hat.

Aber Vater stirbt nicht.

In den Wochen seiner Genesung führt er mit Mutter jene langen nächtlichen Flüstergespräche, die ich durch die Schlafkammerwand nicht verstehen kann. Es ist zu Beginn jenes Jahres, da ich die Stadtschule mit dem Gymnasium vertauschen soll. Schon steht der Tag der Aufnahmeprüfung fest: ein Mittwoch. Am Sonntagmorgen tritt Mutter vor mich hin und eröffnet mir: Vater und sie seien übereingekommen, mich nicht aufs Gymnasium zu schicken. Ich sehe den Vater an, der zum erstenmal, seit man ihn ins Haus trug, wieder aufrecht – in der Sofaecke der Lüdden Stuuw – dasitzt. Seine Augen sind geschlossen. Jetzt erst begreife ich und fange an zu weinen. Niemand springt meinem Schmerz bei. Schließlich stoße ich hervor: Was ich denn werden solle? „Dachdecker!" antwortet Mutter. Da weine ich, daß es das Herz eines Steins erweichen könnte. Vater stützt sich hoch, schlurft hinaus, und bald höre ich

ihn im Schauer hämmern, als zerschlüge er Schieferplatte nach Schieferplatte. Mutter weiß sich nur dadurch zu helfen, daß sie auch zu weinen beginnt. Aber zum erstenmal haben ihre Tränen keine Macht über mich.

Unter Schluchzen eröffnet Mutter mir: Sie könne es infolge der Krankheit Vaters nicht verantworten, mich studieren zu lassen. Sie müsse an sich denken und an die Schwester. Wenn ich studiere, würde es noch zwölf, noch fünfzehn Jahre dauern, ehe ich was verdiene, ganz abgesehen von den Kosten der Ausbildung, die sie allein nicht aufbringen könne. Und schließlich, wer garantiere dafür, daß ich ihr und der Schwester später genug abgäbe? Wenn ich aber Dachdecker würde, verdiene ich schon in zwei Jahren was. Könne den kranken Vater unterstützen. Könne, wenn Vater nicht mehr da wäre, das gutgehende Geschäft übernehmen und sie, samt der Schwester, bequem ernähren.

Ich gebe keine Antwort. Ich weine.

Dachdecker sei ein ausgezeichnetes Geschäft, fährt die Mutter fort. Wenn die Dachdeckerei sich so weiterentwickle wie – trotz der Krankheit des Vaters – in den letzten Jahren, dann verdiene ich mehr als ein Pastor, sogar mehr als ein Professor. Auch als Dachdecker sähe ich von oben auf die Leute runter. So hoch wie Niemand sonst. Auch als Dachdecker könne ich auf die Köpfe der Leute herabsprechen. So viel und so laut ich wolle.

„Aber sie hören mich nicht!" heule ich.

Das möge sein wie ihm wolle, erklärt die Mutter. Vater und sie hätten fest abgemacht, daß ich nicht aufs Gymnasium solle, sondern Dachdecker werde.

„Nie!" schreie ich meine Mutter an und weine lauter.

Mutter verläßt das Zimmer. Sie geht zum Vater ins Schieferschauer. Mit Schritten, deren Takt ich anhöre, daß sie sich nicht aufmacht, ihn umzustimmen. In diesem Augenblick hasse ich meine Mutter wie nichts auf der Welt,

nicht einmal meine Schwester. Ich traue ihr zu, daß sie dem Vater versichert: „Hans is inverstaan."

Am Mittwoch früh fahren meine sechs Latein-Kameraden zur Prüfung. Ich bleibe daheim und weine. Am Donnerstag kommen die Geprüften zurück. Alle bestanden! Ich laufe den lachenden, buntbemützten Kameraden davon.

Eines Tages fragt der Rektor mich: Was ich denn nun werden wolle? Ich gebe zur Antwort: Was ich jetzt noch werden wolle, wisse ich nicht. Ich wisse nur, was ich werden solle. Dachdecker! Aber das werde ich nie. Lieber in den Bach springen! Am Abend dieses Tages kommt der Rektor nicht dazu, seinen Durst zu löschen. In unserer ungeheizten Besten Stube sitzt er lange mit Vater und Mutter. Ich hocke in der Lüdden Stuuw. Nicht nötig, daß ich mein Ohr an die Wand lege. Ich weiß, worüber sie sprechen: Über meine Zukunft. Ich weiß, daß der Rektor mich als den begabtesten und fleißigsten seiner Schüler rühmt. Ich weiß, daß er es ein Verbrechen nennt, mich zu einem Handwerk zu zwingen, welches ich hasse. Ich weiß, daß Vater zustimmend mit dem Kopfe nickt, daß die Mutter schützend vor ihn tritt und geschickt alle ihre Gründe fürs Nichtstudieren ins Feld führt.

Schließlich werde ich in die Beste Stube gerufen. Ich darf die Hand geben, Diener machen, mich in gebührender Entfernung abwartend aufstellen. „Nich so dicht ran!" ruft die Mutter mir zu. „Nich so krumm stehn, Jung!" befiehlt der Vater. Als es mit dem Aufbau seine Richtigkeit hat, eröffnet der Rektor mir: Da die Krankheit meines Vaters höchst bedauerlicher Weise mein Studium unmöglich mache, hätten die Eltern – auf seinen Rat hin – beschlossen, daß ich Lehrer werden solle.

Ich sage kein Wort.

Auch das, fährt der Rektor salbungvoll wie unser verstorbener Kirchenrat fort, sei noch ein großes Opfer von meinen lieben Eltern, die beide mein

Allerbestes wollten; ein Opfer, dessen ich mich hoffentlich durch unermüdlichen Fleiß, durch sittsames Betragen und eine niemals, eine bis zu meiner letzten Stunde nicht erlöschende Dankbarkeit würdig erweisen werde.

„Freust Du Dir nun, Hans?" strahlt meine Mutter.

Ich sehe sie an, als ob sie den Verstand verloren hätte und meine Antwort ist: Weinen – – – weinen – – – –

(Ein Kapitel aus der Albert Soergel gewidmeten Selbstbiographie)

ADELE GERHARD

NÄCHTLICHER GANG

Der Brunnen flüsterte in die laue Sommerluft. Glitzernde Strahlen gingen aus den schlanken Rachen der Delphine – von den Tiermäulern über dem Becken tropfte es leis. Oben hob sich aus seiner Muschel der Heilige, den Krummstab in der Hand, die andere segnend und gelassen über Brunnen und Marktplatz, über den sanften Bürgerhäuschen. Von den Höhen blickte das Kapellchen Unserer Lieben Frau geruhsam in den Spätnachmittag.

Ein wenig entfernt von dem Brunnen und dem Heiligen über der zierlichen Muschelschale bahnte sich zwischen Gebirg und Fels der Zugang zu dem abgelegenen Tal der Mühl, in das die kleine Stadt mit ihren Kirchen und ihrem Dom, ihren Türmen gebettet war.

Blond und frisch wuchsen aus dem grauen Gestein des Bergrückens das kaum elfjährige Mädchen mit den weichen, gelben Flechten und der junge Mann, die da nahe der harrenden Kleinbahn standen. Geschwistergleich. Erst geschärfter Blick sah in des Kindes Zügen die seltsam geschwungenen Brauen, die eine ein wenig höher als die andere – Unruhigeres, Ungestümes ...

Fremd schnitt das rätselvolle Gesicht der Frau neben ihnen in den frohen Tag. Verschwiegener Reiz war um den vornehmen Kopf mit dem leis angegrauten Haar an der Schläfe, um die Gestalt, die schlank geneigten Schultern.

Der Mann fragte halblaut und heiß: „Und ich soll die Nacht ohne dich sein? ..."

„Das Liesel bleibt dir. Denkst du noch, wie die Leute sagten: ‚er wird sich später in die Tochter verlieben'?"

„Du fürchtest es nicht, Marion?" Er faßte ihre Hand ...

„Oh nein ...“ Fast müde Besitzessicherheit kam aus dem Wort.
Er zog das Töchterlein an den Zöpfen. „Wir sollen uns von ihr trennen, Liesel!“ Das Kind warf den Kopf unmutig zurück. Die eine Braue schob sich hoch. „Trennen!“
Verborgenes Lauschen schlich bei der launenhaften Gebärde in Marions Gesicht.
„Doch nur für diese Nacht und vielleicht einen Tag, Liesel. Habe ich erst ein wenig im Städtchen geruht, so wandre ich mit euch.“
Der junge Mensch ordnete seine Mappe. „Du hast mich doch hergeschleppt ...“
„Ja – ich habe dich hergeschleppt,“ wiederholte Marion schwer ... Schatten war über dem verschwiegenen Reiz der Züge.
Er hatte den Arm des Töchterchens in den seinen gezogen. Die hellen Gestalten standen noch immer schimmernd vor dem grauen Gestein.
„Nimm des Tages letztes Licht wahr, Rolf! Geht gleich durch die Wiesen! Die Nacht in der Hofmühle ist traulich. Wenn ihr Lust habt, kommt morgen in's Städtchen. Aber Tal und Mühl wird dich einfangen ... Ich freue mich schon auf deine Blätter!“
Noch ein paar Schritt gab sie ihnen das Geleit.
„Da steigt ja oben die alte Bischofsburg auf!“ rief er an der Wegwendung, „ein mächtiger Bau in all seiner Verfallenheit!“
„Die Burg ...“ Zucken ging über Marions Gesicht. „‚Traum und Tod und trunkenes Leben‘“ ...
„Was sprichst du denn? Verse?“
„Ach – nichts! Ein paar Takte – – Also morgen Abend im Gasthaus im Städtchen! Wenn ihr Lust habt!“
Ihre Hand hob sich grüßend.
Die beiden wanderten im Abendschein mit ihren jungen begierigen Schritten durch die flimmernden Wiesen.

„Wie sich ihre Braue unwirsch hochschob! Daran sähe er sein Kind – wann immer es ihm einmal begegnet ...“ Bitterkeit hing um den Mund der Frau. Sie setzte sich in die harrende Seitenbahn.

„Wohl das Schwesterchen vom Herrn Gemahl?“ fragte schmunzelnd die breite Bäuerin gegenüber. Behutsam rückte sie den Korb hoch voll blauer Pflaumen von der vornehmen Gestalt mit den schlank gestreckten Gliedern.

„Es ist die Tochter aus meiner ersten Ehe.“

Ward der Deckel eines Sarges hochgehoben? Schatten schlich aus den kühl hingesprochenen Worten in den frohen Sommer.

Leise klingelnd fuhr die Kleinbahn in das abgelegene Tal. Schnitter und Mägde standen im Abendschein auf der Wiese. Schwer hingen die Apfelbäume voll farbiger Frucht. Der glatte spiegelnde Fluß trank die krausen Kronen der Weiden.

Mit dunklen Augen schaute Marion in den späten Sommersegen.

An der Biegung wuchs steil auf der Höhe die weiße Bischofsburg auf, die eckigen Türme ... Die Finger der Frau suchten angestrengt in der Handtasche, suchten irgend einer Nichtigkeit nach ...

Wie sie ausstieg, am Dom entlang durch den Straßenbogen trat, lag plötzlich der langsam sich senkende kleine Marktplatz vor ihr.

„Ach ... der Heilige! Der heilige Bischof ... Und sein Brunnen ...“

Tiefe Falte grub sich in die Nasenwurz. Einen Augenblick stand sie lauschend ...

Bürgerfrauen mit roten freundlichen Gesichtern schwatzten in den Abend hinein. Eine Hammelherde, kleine gelbliche Schäfchen, zog langsam über den Platz.

„Wie sagte ich doch damals: ‚was hier umgeht, stört nie, und wir stören es nicht‘ – – Aber es lohnt nicht, alte Worte zu wiederholen.“

Verhaltene Bewegung war in dem stolz geschnitttenen Gesicht. Sie schritt zu

dem Gasthof, achtlos an den Feigenbäumen und blühenden Oleandern vor dem Hause vorüber, stieg die altertümliche Treppe empor in das ihr gewiesene Zimmer.

Vom Turm des Stadthauses fielen acht feste Schläge – die mächtige Uhr vom Dom wiederholte sie – die Glocken vom Berg, von der hochgelegenen Klosterkirche, sangen sie tönend zurück ...

Marion trat an's Fenster.

Von den grünen Hügeln grüßte das holde Kirchlein Unserer Lieben Frau. Der Heilige hob aus seiner Muschelschale segnend und grüßend die Hand. Tauben flogen vom blumengeschmückten Altan des Rathauses, stolzierten auf dem Steinrand des Wasserbeckens.

Die Frau horchte in die eigentümliche Umsponnenheit ... Plötzlich wandte sie sich.

„Soll es die ganze Nacht hier weiter sprechen und lispeln – der Brunnen seine alten Lieder singen?"

Verwühlt und alt erschien das weiße Gesicht.

„Der Schlange den Kopf zertreten ... Der Gedanke war gut – – Nur speit die Bestie frisches Gift ..."

Marion schloß hart die Fenster. „Ich fahre morgen früh zu ihnen. Und gleich mit ihnen weiter. Das Städtchen hat mich enttäuscht. Oder derlei ..."

Behutsam schob sie ein weißes Pulver auf das Tischchen neben ihrem Bett. „Für alle Fälle. Müdigkeit wird schon helfen. Ich werde noch ein wenig wandern."

Sie warf einen großen Seidenschal um die schlanken Schultern. Aus dem weichen Heliotrop mit den schmiegenden Fransen kamen die stolzen Linien ihres Körpers.

Unten lag das Wirtszimmer still. Gespenstiges schlich durch den Raum, der Sonntags von Geschwätz, Gläserklingen, dröhnenden Liedern hallte und klirrte.

Über den Platz schlenderte sie hin zum Dom. Schwüle Sommerluft umhing die breiten Kastanien, die spitz-aufragenden Türme.
Wie sie an den hohen farbigen Fenstern vorbeiging, sah sie die Tür zum Kreuzgang, drückte plötzlich auf die Klinke.
Späte Rosen blühten in dem breiten Innenhof. Die alten wundersamen Grabsteine hoben sich. Weihrauchduft quoll.
Einen Augenblick nahm sie alles mit müder Schärfe in sich.
„Du hast uns in den Himmel gezeigt' – sagte ich's hier nicht zu ihm?..."
Schauer schlich über ihren Leib. „Der Schlange den Kopf zertreten? Ich spüre nur neues Gift..." Hastig trat sie aus dem Kreuzgang...
Im ungleichen Licht der sinkenden Nacht schimmerten die Häuser. Aus geöffneten Fenstern quoll Musik.
Als ob Geister da umgingen! Härter sprach die vornehme Herbheit der Rückenlinie...
Sie schritt zurück zu dem Marktplatz. Ein Sommervogel stieß gegen ihre Stirn, schoß in tollem Tanz durch die linde schwere Luft...
Aus dem abendlichen Dunkel hob sich ruhevoll der Heilige in die schwüle Einsamkeit, streckte segnend seine Hand. Mücken wirbelten vor dem Haus um die nachtduftenden Blüten des Oleander. Spürbarer kam der feuchte Atem des Wassers in die laue Stille – das Flüstern und Raunen...
Marion trat, gezogen, näher, neigte sich über den breiten Brunnenrand...
Plötzlich fuhr sie zusammen. Eine gedrungene Mannesgestalt war dicht neben sie getreten.
„Du hier!" Jähe Blässe fiel über sie. „Du bist hergekommen? Du wußtest nicht, daß ich hier?"
Blitze gingen aus den tiefblauen Augen. Wildheit, eine ungestüme Kraft kam von dem kurzen, harten Gesicht mit dem vortretenden Unterkiefer.
„Ich bin zu dir hergestürmt, Marion, durch endlose Strecken. Räder saulten.

Nebel waren ringsum, weite Flächen ... Die Welt war groß. Natürlich wußte ich, daß du hier ... Liesels Freundin erzählte es ..." Die Stimme ward unwirsch. „Ungeheuerlich, daß du in unsere Stadt kamst, an unseren Brunnen – zu unserer Burg, Marion ..."

„Ungeheuerlich! Nach allem – –"

„Nach all den Frauen, die er in allen Erdteilen bei seinen Künstlerfahrten im Arm gehalten während seiner Ehe ...' Hieß es nicht so in der Scheidungsklage, Marion? Lassen wir es da stehen – – du weißt: was zwischen uns war, lag außerhalb solcher Dinge ... Mit den Sternen da oben" – seine Hand wies in den großgewölbten Nachthimmel – „hatte es Gemeinschaft – nicht mit derlei – mit Frauen, die nicht die Haut unserer Seele anrühren – für den Tag – für die Nächte geraubt ... Du weißt gut, wie wenig wesenhaft solche Dinge sind ..."

Röte fuhr in das ungestüme Gesicht. Die Braue schob sich ungeduldig hoch. „Warum kamst du hierher?" sprach er zwischen den Zähnen, „du hattest wohl Sehnsucht – Sehnsucht nach der Zuflucht unserer ersten Wochen – – Nach dem Ort immer neuer Erlebnisse – nach der Stätte, wo, du weißt es, unsere Liebe immer neu, immer anders zu den verschiedensten Zeiten hochflammte – – Hier, gerade hier" – die Augen faßten durch die dunkelnde Luft die Augen der Frau – „haben wir um uns gewußt ... Aber wie konntest du wagen herzukommen, Marion – unter das Flüstern dieses Brunnens" – die Stimme ward heißer – „den Atem unserer Burg ..."

Kaum hörbar sagte sie: „Der Schlange wollte ich den Kopf zertreten ..."

„Ja, wenn man das könnte ..." Er lächelte schwer. „Aber man kommt nicht los vom Schicksal – – man läßt sich scheiden – nimmt seinen Weg – aber es geht eben nicht ..."

Sie ward plötzlich steil. „Woher nimmst du das Recht, zu mir zu sprechen? Das Recht hier zu sein?"

„Ich habe das Recht ...“ Er lachte hart. „Ich habe dich gesucht – ich war oben auf deinem Zimmer ...“

Stumm, wie wehrlos hoben sich ihre Schultern ...

„Man weiß dort, daß ich dein Bruder bin ...“ Seine Stimme schwankte. „Bin ich es nicht vor Gottes Angesicht, Marion? Aber komm“ – er trat von dem Brunnen zurück – „wir gehen ein wenig umher. Die Wege kennen wir – wir gehen sie nicht zum ersten Mal ... Vielleicht fragst du dann nicht mehr nach meinem Recht ... und ich – ich begreife vielleicht, warum du hier ... Oder fürchtest du wegen deines Mannes?“

Sie schüttelte müd den Kopf. „Deshalb ... Er würde mich nicht lassen ...“

„Glaube nicht, daß ich anstänne, dich von ihm zu trennen, Marion! Bleibe in der kleinen bürgerlichen Wirklichkeit, wo du bist. Freilich“ – er schritt von dem Platz fort in die stillen Straßen – „Künstler ist er nicht ... ich sah seine Bilder ...“

„Aber ein gütiger, feiner Mann.“

„Mann?“

„Oder Jüngling. Was bedeutet es? Er ist ein besserer Vater unseres Kindes als du, als ich selbst je gewesen wäre.“

„Denkst du etwa, ich wolle mich verklären – mich, den ewig ziehenden, ewig fliehenden Musikanten?“

Sie standen auf der kleinen Brücke, neigten sich zu dem Wasser. Seltsam verbunden warf die Mühl die Gestalten der beiden zurück. Im nächtlichen Dunkel hoben sich die flachen Bergkämme.

„Da unten – das sind wir ...“

Marion richtete sich groß empor. „Es gibt kein ‚wir‘ zwischen uns.“

Die tote Schwere der Stimme band ihn.

„Komm, wir wollen zu dem Kreuzgang ...“ Verschwiegene Weichheit schlich in seine Augen unter den langen Wimpern. „Aber nein – vielleicht schreckt

er dich nun, Ri ... Wie oft haben wir ihn im Mondschimmer gesehen ... Denkst du noch, wie ich dich nach jener ersten Nacht in deiner süßen Zerbrechlichkeit kalt hineintrug? An der kleinen Tür sagtest du: ‚Du hast uns in den Himmel gegeigt' – – Weißt du?"

„Ob ich weiß ..."

Die Nachtluft ward weicher, gesättigter. In den schmalen Fenstern blinkten nur noch verstreute Lichter ...

Wie sie von der Brücke langsam zurücktraten, leuchtete oben die weiße Burg. Er fuhr auf.

„Unsere Burg! Herrensitz unserer heißesten Stunden ..." Er beugte sich tief zu der Frau. „Wie wir im hohen Mittag dort oben in dem dünnen Sommergras, in den Ranunkeln, dem Klee lagen – dein Gesicht blumig in der blumigen Herrlichkeit! Seltsam reines Licht über den groß gelienten Höhen ... Der alte Wächter war mit seinem Auftrag in die Stadt hinabgegangen ... und wer stieg sonst in Mittagsschwüle zu dem verfallenen Bischofssitz ..."

Seine Haltung ward der einer schlafwandelnden Kreatur gleich. „Dein junger Leib kam noch ganz anders als in den blauen vollen Nächten zu mir – so schenkend, so vergeßlich, möchte ich sagen – vergeßlich für alles als diesen Augenblick ..."

Von der Klosterkirche, vom Dom, vom Stadthaus schallten die Glocken, riefen mit ihren ungleichen Stimmen die elfte Stunde.

Der Mann stand immer noch, den Blick auf die Burg gepreßt. „Die dicken Burgmauern hielten die Ehrenwache ... Die Geheimnisse deines stolzen Leibes offenbarten sich mir ... Was kann es mir da bedeuten" – die Worte kamen heiß, gedrängter – „wenn jetzt ein junger Mensch dich in die Arme nimmt und wähnt, dir nahe zu sein, Ri, weil er deinen Körper umfaßt und du ihm kluge Worte hinwirfst? Während er dich zu besitzen glaubt" – seine Hände zitterten – „geht deine Seele mit mir auf fernen Pfaden, durch unendliche Räume ... Mit

dem glitzernden Firmament hatten wir Gemeinschaft – nicht mit dem Zufälligen, dem Kleinen da unten ... Auf anderen Sternen war unser Gang – zu anderen Sternen flieht er einst wieder zurück ..."

Er hob plötzlich das Haupt, wie zur Stunde heimkehrend. „Aber glaube nicht, daß ich gegen ihn spreche – glaube nicht" – er trat von der Brücke fort – „daß ich dich von ihm reißen will ..."

Durch die einsame Straße hallte sein schwerer Schritt.

„Wie dürftest du das! Verbrechen wäre es ..."

Er stand still. „Verbrechen ward von mir begangen ... Aber ein anderes – – Unsere Liebe war nie für den Alltag – wir hätten sie bewahren müssen für den Festtag – rein uns bewahren ... Feiertage nur, mit Gott geeint, hätten uns zusammenbinden dürfen ..."

„Da hast du recht, Michael ..." sprach sie langsam. Wie erwachend ...

Schweigend wandelten sie den Dom entlang, wandelten durch den dämmernden Häuserbogen ...

„Wie manche Nacht haben wir wie jetzt hier am Brunnen über den breiten Steinrand geneigt dem Spiel der Delphine gelauscht – den rinnenden Strahlen und Tropfen, aus deren Flüstern uns doch nur unser eigenes Märchenglück tönte ... Silberne Mondstrahlen glitten über das flache Becken, oben blühte der Heilige wie in dieser Stunde in anmutsvoller Gelassenheit aus seiner Muschel in die Nacht ... Dein junger Leib, Ri" – die Stimme war kaum hörbar – „schlank wie eine Gerte, fast noch Mädchenleib und doch so gar nicht mehr Jungfer, bog sich zu dem grünen Wasser – Nixe-gleich ..."

Das wilde Auge hielt die Gestalt der Frau. „Nixe-gleich ... Doch ich wußte um ihr Geheimnis ..."

Kein Laut ging in die reglose Stummheit der Nacht. Nur das lachte Rinnen des Brunnens sprach sein umspinnendes Lied. Leis spiegelten sich die Laternen vom Stadthaus.

Marion hatte sich auf den Brunnenrand gelehnt. Ihre feuchten Finger fuhren zu der Stirn – wie um Wachheit und Willen zu wecken ...
Des Mannes Blick ging von den spiegelnden Lichtchen zu der verräterisch-zitternden Hand ...
„Das war das Verbrechen – unsere Liebe nicht für den Festtag zu wahren ..."
Seine Schulter faßte die Schulter der Frau ...
Die Lichter in den kleinen Häusern waren lang gelöscht, die Fenster mit den grünen Läden dunkel. Weither kam ein Lachen, hielt wie erschrocken inne ...
Vom Turm des Stadthauses, vom Dom, von der fernen Klosterkirche ward die zwölfte Stunde gerufen.
Der Mann beugte sich zu Marion. Sie spürte den ungestümen Atem.
„Horch! Sie rufen alle das selbe und doch ist es etwas anderes bei einer jeden ... Was ist das nämliche Ding, wenn ein anderer Mund es spricht, die Gebärde einer anderen Hand es prägt! Ist es etwa noch das Gleiche? Durch Welten ist es getrennt ..."
Sein greifender Arm wand sich um ihren Leib. „Jetzt gehe ich mit dir hinauf ... Sie glauben hier, ich bin dein Bruder ... Ich frage dich wieder: bin ich es nicht vor Gottes Angesicht?"
Das Sternenzelt wuchs zu einer ungeheuren Weite, die kleine Stadt versank ...

Nebel hüllten die grünen Hügel, das Kirchlein Unserer Lieben Frau, als der Frühmorgen herankroch. Schleier spannen sich bis tief hinab zu den Häusern, zu dem nur sacht flüsternden Brunnen.
Gedämpft rief die Uhr vom Stadthaus die fünfte Morgenstunde.
Eine Nonne ging still den Weg zur Frühmesse. Aus dem Wasserbecken nippte eine Taube.
Die Tür des kleinen Gasthofs ward behutsam geöffnet. Vom Hauswart ge-

leitet, trat eine starke, gedrungene Mannesgestalt, tief in ihren Mantel gehüllt, geneigten Hauptes, rasch hinaus, verschwand in den Nebeln.
In dichten Schleiern, unerwacht, schliefen Höhen, Straßen, Brunnen. Nur die Hand des Heiligen hob sich, deutete segnend und weisend aus dem Dunst ...

HERMANN HESSE

SLUB
Wir führen Wissen.

SOMMERABEND
IN EINEM TESSINER WALDKELLER

An den Platanenstämmen spielt noch Licht,
Durch's hohe Altgeschlinge blickt noch Blau
Und spiegelt sich im Wein. Im Walde spricht
Mit Kindern eine unsichtbare Frau.
Aus einem Dorf im Tale lärmt Musik
Sonntäglich staubig her und riecht nach Schweiß;
Da draußen unterm schrägen Sonnenblick
Dampft sommerliche Welt noch schwer und heiß.

Hier aber atmet Waldlaub und Gestein,
Weht Unschuld klösterlich und Feierabend,
Den Bissen Brot, die kühle Schale Wein
Mit holder Zaubertraumkraft fromm begabend.
Farnkraut am Wege duftet scharf und strenge,
Schon ward im Holz ein Siebenschläfer wach,
Die erste Fledermaus jagt durch's Gestänge
Gekreuzter Äste ihrem Raube nach.
Und nun stirbt Laut um Laut und Licht um Licht
Der Tag dahin, und aus den Bäumen quillt
Wie Harz und Honig duftend, schwer und dicht
Herab die Nacht, die mütterlich uns stillt.
Es löschen mit dem Tag die Namen aus,
Mit denen wir geordnet unsre Welt:

Platane, Ahorn, Elche, Felsen, Haus
Schmelzen in Eines, hingegeben fällt
Die bunte Vielfalt an der Mutter Brust
Zurück und in der Kindheit dumpfe Luft.
Kraut duftet bang und Pilz, ein Waldkauz schreit.
Das Laubgewirr der Wipfel taumelt sacht ...

Wie selig duftet doch Vergänglichkeit!
Wie sehnt sich Geist nach Blut, und Tag nach Nacht!

ARNO HOLZ

SLUB
Wir führen Wissen.

VERSUNKENER GARTEN

Hinter
harten Plagen,
hinter grauen Tagen, hinter rauhen Klagen, hinter
hohen Mauern,
hinter
mir,
glückbesonnt, glückumstrahlt, glückdurchwonnt,
trostlabend,
liegt ein, träumt ein, lacht
ein
Paradies!

Grüne, glitzernde,
dichtverwachsene, wirrverhedderte,
dickschwervollhängende
Himbeer-,
Stachelbeer- und Johannisbeer-
Sträucher,
eine
kleine, traute, schlichte,
gräserumblankirkte, blumenumbuntstickte,
heimeliche, kuschelige
Strohbude
und
prangende, prächtige, prunkende,

mächtige, breitrundweit ausladend trächtige,
blänkernde, blinkernde
Gottesfruchtbäume
mit
Amarellen, Süßweichseln,
Knopperkirschen,
Herzkirschen und Glaskirschen.

Niemand ... weiß ... von ihm!

An einem Halm,
fühlerchenfeinspielerig, sechsbeinchengeschäftig,
klettert ein Marienkäferchen,
plumps,
und
fällt in goldgelbe Butterblumen.

Hilfreich neigen sich Tausendschönchen,
Stiefmütterchen ... machen ein ... böses Gesicht.

Verschollen
glänzen ... die ... Beete!

HANNS JOHST

SLUB
Wir führen Wissen.

Am Abend

Wir wollen still
Das letzte Wort bedenken,
Mit dem wir uns
Für diese Nacht beschenken.

Ernst soll es sein
Ein wenig auch, wie Lachen ...
Wir wissen nie
Wann wir und wie
Wir Träumenden erwachen.

ERDE

Groß ist das Dunkel,
Und es ist viel Bedrängnis, die uns bedroht.
Alle Dinge sind schwer verständlich,
Am Ende bedeuten sie: Wein und Brot.

Alles ist Weg für das enthüllte Gesicht,
Aber die Füße sind Wurzeln und Gewicht.
Und so bleiben wir stehen
Hilflos und ohne Sinn,
Und nur die Zeiten gehen
Über uns hin ...

Zeiten aus uns geboren,
Aus unserem tiefen Gefühl
Geben uns verloren
Im stürzenden Gewühl.

Wir gehen ein in Erde,
Segne den Eingang, du,
Die du Grund geblieben,
Schließ den Abgrund zu ...

ERNTE

Das Puppenspiel der Ernte hat begonnen.
Die Garben drängen im gestellten Chor.
Die Dörfer lauern beutebunt verlonnen.
Des Sommers Schicksal schließt das Scheunentor.

Die Erntewagen rollen auf den leeren
Feldern wie Komödianten, prall und roh.
Wer wird sich um die nackte Erde scheren?
Die Ähre gilt, es gilt das leere Stroh.

Altweiberlommer wird bereits gesponnen;
Dafür bestimmt, daß es das Opfer ziert.
Das Trauerspiel der Ernte hat begonnen,
Pan hockt am Weiher ... und er applaudiert.

SLUB
Wir führen Wissen.

HEINRICH LERSCH

HEINRICH LERSCH

LIED DER ÄRMSTEN

Himmel weht aus weißer Seide,
Knisternd silbern Baldachin,
Gold sticht glühendes Sterngeschmeide;
Erde, rein im Feierkleide,
Willst du meinem Griff entfliehn?

Wo ist meine braune Erde?
Straßen, Werk und große Stadt?
Wo wühlt meine Tagbeschwerde?
Sind Maschinen, Wagen, Pferde?
Werk, das uns geboren hat?

Keinen Schmuck für unsre Hände?
Unserm Leide keine Last?
Bändigst du die Feuerbrände?
Gott, ist das die große Wende,
Die du uns versprochen hast?

Weiße Schönheit stillt mich wieder.
Kinderwunderglaube tönt!
Mich verzaubern alte Lieder,
Jugendglück sinkt in mir nieder,
Wieder bin ich weltversöhnt.

Himmel weht in weißer Seide,
Knisternd silbern Baldachin.
Ich in meinem Lumpenkleide
Wähne, daß ich Hunger leide!
Daß ich totverzaubert bin.

Stahlglanz grellt von Straßenschienen.
Traum zerschmilzt, flammt loh im Blut!
Dürft ich, kotausräumend dienen!
Wrack mich wühlen an Maschinen!
Dampfend stehn in Schweiß und Glut!

Weh! Aus meines Leibes Schande
Wächst ein flammendes Hungerschwert:
Riesenhaft über die deutschen Lande,
Wühlt es in selbstzerstörendem Brande,
Bis die letzte Stadt verzehrt!

Rote Asche wie purpurne Seide
Wabert der glühende Baldachin.
Und das Schwert schlägt zurück in die Scheide
Meiner blutenden Eingeweide;
Durch das All, befreit vom Leide
Sault unterm goldenen Sterngeschmeide
Mich, veraschend, die Erde hin.

WEG ZUR FABRIK

Großstadt, Straße und Haus,
Schreckender Schrei der Maschinen,
Jeder Stein ist ein Feind,
Und die Häuser marschieren
Gegen mich Wehrlosen an.

Steine, den Bergen entrissen,
Stürzen ans klopfende Herz mir,
Ziegel, verbrannte Erde,
Lechzen nach meinem Blut!
Saugend, mit dürren Mündern
Wittern in mir sie Feuchte,
Blut fällt aus mir wie Regen,
Stürzt, wie der rinnende Bach.

Brennend, von gieren Dürsten,
Züngeln, dampfierend, die Straßen,
Schwer schlepp ich die saugenden Steine
Mit in mein wühlendes Werk.

Ausgedörrt schon am Morgen,
Heb ich die Augen zur Ferne:
Es öffnet sich mir die Weite
Und ein Wald tut sich auf,
Ströme, Flüsse und Meere

In rinnenden Fluten jubeln,
Hin durch das Halln der Maschinen
Zimbelt der Wind!

Eine Armee von Freunden:
Bäumen, Wolken und Wassern!
Eine Armee von Freunden:
Frauen, Männer, Kameraden!
Und schon schwing ich den Hammer,
Donnerndes Echo grüßt!

Her von den Hallen des Himmels
Lächelt in Liebe die Welt!

ERNST LISSAUER

ZWEI GESTRICHENE SZENEN AUS

„LUTHER UND THOMAS MÜNZER"

Vorbemerkung:

Die zwei folgenden Szenen stammen aus einer früheren Fassung des Dramas „Luther und Thomas Münzer", und zwar aus dem zweiten Akt, der in Luthers Arbeitszimmer zu Wittenberg im März 1525, zur Zeit des Bauern-Aufstandes, spielt. Zum Verständnis ist dieses Wenige anzuführen: Katharina ist Luthers Frau; Lemnius sein Famulus; Hartung ist ein Berliner Kaufmann, dem Kurfürst Joachim der Zweite von Brandenburg die Frau weggenommen hat, und der bei Luther Hilfe sucht.

ERSTE SZENE

Katharina

(mit ernster Miene):

Doktor, es will wer zu dir.

Luther:

Blickst so erschreckt –?

Katharina:

Es ist –

Gräfin Burgsdorff

(alte, sehr vornehme Dame, geistiges, gütiges Gesicht,
wird auf einem Tragsessel von zwei Dienern aus dem Wohnzimmer hereingebracht)

Luther

(steht auf)

Gräfin

(spricht mit letzter Anstrengung, stockend, aber klar):

Doktor Luther, Ihr kennt mich nicht, aber ich kenn' Euch. Doktor Luther, ich

will Euch nicht lange stören, denn ich weiß, daß Ihr gebraucht werdet von den Lebendigen, – ich sterbe heute.

Luther

(stumm zu ihr)

Gräfin:

Ich habe Eure Schriften gelesen – Ihr habt mir das Evangelium
– ich sag': mir –
denn mir war's, als ob es eigens just für mich –

(erschöpft zum Diener)

gib, gib.

Diener

(gibt ihr ein Fläschchen, sie riecht daran; dann)

Ja, das hat mich – genährt – getränkt – gesegnet.
Täglich habt Ihr mich gesegnet und wußtets nicht.
Ich werde heute Abend sterben.

Luther

(Bewegung)

Gräfin:

Nicht doch, nicht doch. Ich hab' meinen Arzt so erzogen, ich werd' mir doch das Sterben nicht nehmen lassen – wenn das große Tor aufgeht. –
So komm' ich zu Euch.

Luther:

Ich gehe zu allen, die nach mir verlangen, Frau Gräfin.

Gräfin:

Nicht doch, nicht doch.
Es wird mir schon einer von Euch das Abendmahl geben aufs Letzte.
Ich wollte Euch nur – Dank – sagen.

(Sinkt ermattet zurück)

Luther

(faßt ihre Hand):

Ihr seid schon hier ganz selig, diesseits der Pforte.

Gräfin:

Wie sollte ich nicht?

Gott, Christus und der heilige Geist haben zu mir deutsch gesprochen –

durch Euch.

Luther:

Ihr seht jetzt „durch einen Spiegel in einem dunklen Worte",

noch heute aber „von Angesicht zu Angesichte."

(Macht währenddessen das Kreuz über sie)

– Ihr werdet rückgeboren werden.

Gräfin

(sieht ihn mit einem langen Blick an, dann ganz langsam):

Martin – Luther –

(nickt dem Diener, wird hinausgetragen, nach dem Wohnzimmer)

Luther

(will mitgehen, sie winkt ab)

Katharina

(begleitet sie)

ZWEITE SZENE

Luther

(führt Hartung zum Fensterlicht):

Sagt eins: die Frau liebt jetzt den Kurfürsten?

Hartung:

Liebt! Erst Gewalt, jetzt betört von Prunk, Eitelkeit, Hoffart. – Ich hab' den Menschen erwürgt, erdrosselt, zehntausend Mal in mir inwendig.
Ich hab' – an seinem Weg gelauert Tag und Nacht
– ich bin um ihr Haus gestrichen –

Luther:

Ihr habt im Ernst – verflucht?

Hartung:

Noch nicht, noch nicht. Ich lief in den Stuben, den Feldern, im Wald, dachte mich dennoch einzuschleichen, – was ist mir Rad – vierteilen – ich bin auf's Rad geflochten jetzt. – Da – standen die Bauern auf – in Franken – da dachte ich – eure Not ist meine Not – Unrecht, – Gewalt, Pein ohne Maß – da – fuhr's auf mich. Es war – als ob mir Schwert und Dolch und Fackel in die Hand gereicht wird: die Bauern ruf' ich auf – in der Mark – der Priegnitz – ich führ' sie nach Berlin – brenn' – senge – töte – räche – –. Da –

(stockt)

Luther

(liebevoll):

Da – ging das Licht in Euch auf –

Hartung:

Nicht aus mir. Ich fand – ich fand – Euer Evangelium deutsch – zum ersten Mal deutsch – zu mir sprach's – wie ein Mensch zum andern.
Da dacht' ich: einer ist – einer ist –

Luther:

Meine Antwort also – wißt Ihr selbst.

Hartung:

Nicht Gewalt.

Luther:

Nicht Schwert. Nicht Fackel –

Hartung

(wild):

Wer gibt mir mein Weib?!

Luther:

Nicht Fackel, nicht Schwert. – Ich.

Lemnius

(vom Flur, bleibt an der Tür):

Vergebung, daß ich stör'. Auf dem Amt weiß man nichts.
Nur dunkel Gerücht, Unruh in Thüringen irgendwo.

Luther:

Dank' dir, Walther.

Lemnius

(ab)

Luther

(zu Hartung):

Die Bauern –

Hartung

(beiläufig):

Ich hörte auch davon auf dem Herweg.

Luther

(ingrimmig, ohne Übergang):

Ich will – dem kurfürstlichen Hut in's Futter greifen, daß die Haare stieben.

Ich schreib' der Frau – ich setz' ihr eine Frist zur Rückkehr, andernfalls ich sie vor ganz Deutschland – als eine Fürstenhure prangern werde. Wenn nicht, so scheide ich Euch von dem Weib. Nach neuem Recht – meinem.
Etliche heißen mich den Wittenbergschen Papst. Es soll dann wahr sein einmal, und ich Papst scheid' Euch dann hier zu Wittenberg.
Und ich sag' Euch – ich krieg' die Frau zurück.

Hartung

(aufjubelnd):

Sie kommt zurück!

(stutzt)

Er wird mich – greifen – dann –

Luther:

Ihr bleibt jetzt hier – in meines Kurfürsten Friedrich Schutz.
Ihr geht nach Lochau auf's Schloß, zu meinem Freund, dem Hofprediger Spalatin, man weiß dort um Euch.

Hartung:

Dank! – Dank! – Wie soll ich Euch danken?

Luther:

Das sag' ich Euch leicht: verzeihn, auskehren das Herz von allem Spinnweb – Eifersucht – Verachtung – Haß –

Hartung

(beglückt):

Doktor Luther –!

(stutzt wieder)

Und die andern?

Luther

(die Hände ausbreitend):

„Wer unter Euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

Das Wort halte ich vor sie wie einen doppel=mannsbreiten Schild. –
Schild, nicht Schwert.

Hartung

(fällt vor ihm nieder):

Martin – Martin – geliebter Mann – Heiliger –

Luther

(hebt ihn auf, unwillig):

Nicht, nicht. – Das Wort ward mir anvertraut, daß ich es brauche.
Ich wär' ein schlechter Hauswalter, schlöß' ich die Kraft in die Schübe. – –

HANNS MEINKE

SAG WAS SOLL DES DICHTERS STIMME...

Sag was ſoll des Dichters Stimme
Wenn kein Ohr ihr aufgetan?
Letzter Funken müd verglimme –
Ach kein Hauch trifft mich den Span.

Doch das Singen klingt nach innen
Haucht das Glimmen hoch zur Glut –
Raupe muß ich mich verſpinnen:
Alles endet ſchön und gut.

Brecht mir nicht die ſpröde Hülle!
Nennt es Wahn doch laßt mich wehn –
Wie mein Weſen ſich erfülle
Brauch ich ſelber nicht verſtehn.

Weiß der Falter von der fetten
Ringelraupe und dem Fraß?
Mich zur Raſt in Roſen betten
Will auch ich einſt – –
dann vergaß
Sich im Schweben dieſe Schwere
Die mich klebend zäh umſpinnt –
– Puppentod! in Düftemeere
Hebt mich doch der Sommerwind.

ALL MEINE TAUSEND GESÄNGE...

All meine tausend Gesänge
Eh von Euch Brüdern ich schiede
Preßt ich sie doch in die Enge
Zu einem ewigen Liede
Das Euch begleiten geleiten
Wecken und reifen und raten
Könnt durch die Wolken der Zeiten
Treu wie die Sonne die Saaten!
Ja und ich kanns und ich will es –
All meine Liebe zeugt fort:
Wahrt es mein Samenkorn stilles
Herbstmittag-heimliches Wort!
Sonne hat auf mich gelogen
Sonne nun singt mich zurück:
Strahlen aus ihrem Bogen
Ziel ich – durchzünd ich durchzück
Pfeil ich Euch heilend die Leiber
Süßend zu Honig das Blut –
Licht zitternd-mittaglich: Schreiber
Des Segens von Liebe und Glut.

ALFRED RICHARD MEYER

(MUNKEPUNKE)

SLUB
Wir führen Wissen.

AN ALBERT SOERGEL

Hier bin ich!, schreit das Buch und ist allein,
Stößt sich an seines Geistes Sphäroidem
Den Schädel hundertfältig beulig ein
Und bleibt, ein Einsames, in Illiquidem.

Dann endlich zerrt Kritik es in das Licht
Mit Lob und Tadel. O Ihr Kritikalter!,
Stöhnt da das Buch. Nein, Ihr begreift mich nicht,
Ihr registriert – ins geistige Katalter!

Die Sphäre strebt zur Atmosphäre hin!
Ein Psychopompos her ob dem Genörgel!
Daß ich, katalysiert, Katalysator bin
Über die Gegenwart hinaus – im „Soergel"!

SLUB
Wir führen Wissen.

AGNES MIEGEL

OTWAY'S TOD

Die Handlung spielt im Wirtshaus zum Blauen Bullen in einem Dorf vor London, in der Nacht zum 14. April 1685.

Die Wirtsstube ist rechteckig, niedrig, getäfelt und verräuchert. Die Tür zur Straße ist eine Halbtür deren obere Läden wie Fensterflügel aufzuklappen sind. Rechts von ihr ist ein langer Eichentisch, vor den langen niedrigen Rautenfenstern läuft die Gästebank. In der rechten Wandecke, neben einem Schaff steht eine hohe Uhr.

In der Mittelwand hinten ist der vorspringende große Kamin in der roten Ziegelwand, mit Kesseln, Haken, Töpfen, Schürgerät, Holzkorb. Sein Feuer ist schon herabgebrannt. In dem Schatten der Kaminwand rechts zwischen dieser und der Uhr führt eine steile Schneckentreppe zu einer kleinen Galerie. Diese ganze Seite liegt im Halbdunkel, an dem Hängeleuchter mit den Ölschalen, der von der Balkendecke hängt, brennen nur die Lämpchen an der linken Seite, die überdies noch durch eine Hornlaterne vor der Tür zur Wirtswohnung links vom Kamin beleuchtet wird und durch zwei Unschlittkerzen, eine auf der mit Fleischschüsseln, Bierkrügen, Zinngerät beladenen Kredenz neben der Tür (über der am Ständer noch viel Zinngeschirr hängt und steht) – und eine auf dem achteckigen Tisch vor der Fensterbank in dem ausgebogten Erkerfenster links. Es ist sichtlich der Platz für bessere Gäste, es stehen 3 Binsensessel am Tisch, auf dem in Steingutschalen Fidibusse und Meerschaumpfeifen stehn, auch ein lederner Tabaksbeutel und Feuerschwamm.

Auf einem der Binsenstühle sitzt Marjorie, die Finger in den Ohren und liest in einem Buch. Sie ist eine hübsche schwarzhaarige zierliche Person mit blanken schwarzen Augen und sehr roten Backen, in scharlachrotem kurzen Kleid, weißer Haube mit roter Schleife, weißem Brusttuch. Die Tür wird aufgerissen, die Lichter flackern im Zug, man hört Regen tropfen und plätschern, hinter den Rauten des Erkerfensters flammt ein Blitz, es donnert. Marjorie will das Buch verstecken, der Wirt stürzt an ihr vorbei, zieht die Schubfächer an der Kredenz auf. –

Wirt:

Den Hammer, – wo ist wieder der Hammer? Und die kleine Feile, rasch! Was sagte ich? Natürlich ist das Rad gebrochen.
Und Lee, der Esel von Stellmacher, ist wieder zu besoffen, um wachzuwerden.
Und Drummer, der alte Halsabschneider, der alles kann, nirgends zu finden.

Marjorie:

Nun, wo der steckt, solltet Ihr doch wissen. –

Wirt:

Ja, der alte Sünder. – Na laß ihn, mir ist's recht wenn er ein Weilchen wartet. Feine Herren, wirkliche Herren, solche Vögel fliegen einem nicht jede Nacht zu, – gesegnet dies Gewitter, das sie grad vorm Blauen Bullen im Dreck umkippen ließ.
Schmeiß das verfluchte Buch fort Marjorie, es ist nichts damit, glaub mir, lesen ist hinderlich für deinen Beruf, – schür's Feuer, hol Ale her, röste Brot, schneid Speck, rasch rasch, faule Göre, gleich werden sie kommen, sich wärmen…

Marjorie

(geht gähnend an's Feuer):

Feine Herren – ich möcht wissen, was die hier wollen?

Wirt:

Genau das was keine Herrn auch wollen. –
Ging nicht oben die Tür? Bin froh, wenn er geht, der Knicker Drummer – wie er aussieht – wie die Pest selbst, mit der er hierher zog.

Marjorie

(die am Feuer kauerte, dreht sich um):

Liebe Zeit, – es schüttelt mich.

(Zwischen Treppe und Tür steht der hinkende Alte, in einen schwarzen Mantel gewickelt. Aus der noch offenen Tür scheint der Mond, ruckweis verdeckt von abziehenden Wolken, so daß der Schatten des Lahmen zu flattern scheint)

Wirt

(schüttelt sich):

He, Küster – 's gibt Arbeit für Euch, – ein zerbrochnes Kutschenrad,
kommt und helft.

(Der Lahme nickt und gleitet zur Tür hinaus)

Wirt:

Allemal bringt er Unglück, – nun er ist draußen ...

Stimmen:

He Wirt – wo bleibt Ihr? – kommt, bringt Licht –.

Wirt

(hakt die Laterne von der Stubentür):

Mally, he, Mädchen, eil dich – Kundschaft!

(Ab)

(Er schließt nur die untere Tür)

Mally

(die über das Galeriegeländer sah, kommt langsam die Treppe herab, knöpft ihre zitronengelbe Jacke zu, nestelt an der roten Schleife in ihrem weißblonden Haar):

Ein fieser Kerl, der Lahme, – kalt ist mir, – gib mir mal 'n Schluck Warmbier –

Marjorie

(reicht ihr einen Becher, sie trinkt einen Schluck, setzt rasch ab, horcht. Es klopft ganz leise an der Tür, man hört es durch den leise fallenden Regen)

Mally:

Sch – Tom! Tommy-lieb? Bist noch da?

(Sie geht zur Tür, beugt sich herüber)

Wo bist du, – da am Holzhaufen – er ist weg, der Alte, der Papa auch – komm Lieber!

Otway

(steht vor der Tür. Er ist noch jung und breitschultrig, aber der Kopf ist auf die Brust gesunken, seine Haltung erschöpft, sein nasses Haar fällt ins Gesicht, er hält den Hut und den zerfetzten Mantel in den Händen. Mally stößt die Tür auf, zieht ihn in die Wirtsstube. Er schwankt vor Müdigkeit, schaudernd vor Kälte lehnt er sich an den Türpfosten)

Mally

(streicht zärtlich sein Haar zurück, streichelt ihn wie ein Kind):

Da, da, – ich konnte nicht früher, Liebchen, das alte Scheusal blieb so lang, – nun geh hinauf, Lieber, das Bett ist schön warm, kannst dich ausschlafen bis zum Morgen! –

Marjorie

(die bisher am Feuer und Kredenz herumwirtschaftete):

Tu ihn in die Obstkammer, Mally. Der Olle ist draußen bei der Kutsche, die Herren werden gleich herkommen, was machst du dann mit ihm?

Mally:

– Ach bis dahin – die trinken ja erst – und wirkliche Herrn haben bessre Bettschätze als uns. – Hier, Lieber, trink erst mal – wie kalt deine Hände sind, – so feine Hände, man sieht gleich, daß du ein Schreiber warst!

Otway

(trinkt von dem Warmbier, würgt und seufzt, fällt in den Stuhl)

Mally

(drückt seinen Kopf an ihre Brust):

Hast wieder nichts im Magen, Lieber?

Otway

(schließt die Augen, atmet tief, spricht leise):

„Dein Kleid
Riecht rauchig, Mädchen. Tabak und Moschus feiern

Billige Hochzeit auf verdrücktem Samt.
Doch deine Brust ist warm und rosig weich.
Du bist so blond wie eine Sussexkuh
Daheim auf unsern Koppeln.

An der Hecke
Fand ich heut Veilchen, blau und weiß; sie blühten
Zu Haus im Rektorsgarten in dem Beet
Dicht vor den Eiben an der Sonnenuhr.
Das Gras wird jung, smaragden ist's wie Saat,
Und steigt wie Sekt zu Kopf wenn man drauf schläft ..."

Molly:

Komm, komm Lieber – in ein richtiges Bett mit Kissen – nicht auf die Erde!

Marjorie

(hat wieder ihr Buch aufgeschlagen):

Himmel, was er heut wieder schwafelt, dein Kavalier –
ach ich muß noch rasch mal diese Stelle lesen. Zu schön ist das; hör bloß:

(sie liest mit hohlem Pathos)

„Mich deucht, ich stand an einer öden Bucht
Und seufzte in den Sturm, klagte dem Meer.
Und weit, so weit glitt fern das Schiff davon
Das alle Schätze meiner Seele trug ..."
Ja davon verstehst du nichts!

Molly:

Bin auch keine Wildhüterstochter,
verunglückte Schauspielerin und Damenkammermagd –
wenn auch sonst dasselbe wie du!

(Sie schiebt Otway sacht nach der Treppe. Er schüttelt seit Marjories Lesen immerfort den Kopf, bleibt stehn, wirft das Haar zurück, streicht über die Stirn)

Otway

(gedankenlos):

„Das alle Schätze meiner Seele trug ..."

(Er lächelt, tritt vor, blickt starr nach dem nun hell durch die offnen Türflügel scheinenden Mond. Er sagt leise erst, dann immer deutlicher)

„O sprächen deine Augen
Ich wüßte alles. – Liebe liegt darin
Und schwillt entgegen mir und strahlt mich an!
Was sprichst du nicht?"

(Er bricht ab, sein Kopf sinkt wieder vornüber, er läßt sich von Molly bis zur Treppe ziehn, faßt den Pfosten, lehnt sich dagegen, spricht plötzlich ganz klar und lebhaft)

Sieh Mädchen, so stand ich in der Mall, an dem Gitterpfosten von St. James, wie angeprangert. Eine Stunde, hundert Stunden, – und wartete auf sie, die nie kam. Einmal schwankte ihre Sänfte vorbei in dem Gewühl und der Duft ihrer Kleider traf mich wie der Duft der Gewürzinseln
den Schiffbrüchigen –

(seine Stimme bricht. Mit verändertem Ton, leer, rasch und ein bißchen albern)

Gute Nacht meine Schönen. Es freut mich, Mylady, daß Sie gerne lesen. Ich bin ein Dichter und mein Weizen blüht wenn Sie über meinen Büchern weinen.
Aber ich kann keine mehr schreiben.
Ich bin verdummt vor Hunger und so müde davon, schrecklich müde ...

Marjorie

(ohne vom Buch aufzusehen, winkt mit der Hand. Freundlich und geschmeichelt):

Der Narr! wenn er aufwacht, soll er eine gute Schnitte Röstbrot bekommen und heißen Speck!

Molly

(schiebt ihn treppauf. Man hört die Tür klappen, das Bett knacken, Molly sieht in die Kammer, zieht leise die Tür zu, steht neben Marjorie):

Gleich schlief er – so blaß ist er, so leis sein Atem, – nie schnarcht er, schläft so still – war auch mal ein Herr ...

Marjorie:

Glaubst du? Reden kann er ja. Wohl ein verlumpter Schulmeister.

Mally:

O nein!

Als er uns neulich auf dem Jahrmarkt vorm Lebkuchenzelt anbettelte,
gleich sah ich's ihm an!

Marjorie:

Nun, bestimmt nicht an seinem Hut und Mantel. Liebe Zeit, ich kenn mich aus! Was hab ich bei Millis Barry an Herren gesehen! Kapitäne und Geistliche und französische Leutnants und Lords und Lairds – das Trinkgeld das ich da bekam, und die Blumen und die Leckereien allemal nach ihren neuen Rollen ...

Mally:

Warum bliebst du denn nicht bei deiner Dame?

Marjorie:

Weil sie von der Bühne abging, du Gans. Sozusagen unwiderruflich zum letzten Mal auftrat. – Ach Liebe wenn ich denke wie wir wohnten, so elegant. Nell Gwynn's Palais konnt nicht feiner sein.

Mally:

Und wohnen nun beide in gleichem Logis. Lehm unten, Lehm oben –
und Lehm in der Mitte! Na darauf trink ich schnell was.

(Sie hebt Otway's Becher, setzt ihn aber schnell ab, denn der Wirt kommt, hängt die Laterne an den Nagel)

Wirt

(dienert, ruft):

Nur herein, edle Herrn, – ein rarendes Feuerchen, ein kochender Kessel, ein Pfeifchen! Rasch Mädchen, ein paar Kissen, ein Fell vor die Füße
Seine Lordschaft ist müde ...

(Herein kommen Lord Rochester, Sir Richard Mallet sein Schwager und der junge Mr. Burnet, der Neffe des Bischofs, alle drei in Reisemänteln. Zwei Diener breiten Pelzdecken auf Rochesters Stuhl. Rochester bekommt an der Tür einen Hustenanfall. Sir Richard stützt ihn bis er wieder ruhiger ist. Rochester hält sein Tuch vor den Mund, besieht es, zerdrückt es, tritt taumelnd an den Tisch, fällt nach Luft ringend in den Stuhl. Burnet, der schwarzgekleidet ist, priesterhaft, wischt ihm den Schweiß von der Stirn. Mally hält ihm eine Zitrone zum Riechen hin. Er dankt mit Nicken)

Wirt:

Der Drummer ist so geschickt; ein halb Stündchen, ein Stündchen,
dann ist alles ganz Ordnung, die Herrn können reisen. –
Befehlen Euer Lordschaft Ale oder Warmbier? Marjorie!

Marjorie

(kommt vom Kamin mit einem Brett mit dampfenden Warmbierbechern, stellt es auf den Tisch, daß es klirrt):

Lord Rochester!

Rochester

(blickt rasch auf):

Ich bin betrunken, – ich bin überhaupt immer betrunken, – aber so klar bin ich doch noch, daß ich dich kenne, Marjorie – 's ist eine Weile her, Braunchen, daß wir uns zuletzt an Millis Barrys Schlafzimmertür trafen, kleine Zigeunersche, – du lagtest mir Glück aus deiner eignen kleinen Pfote, wenn ich sie gut genug mit goldner Salbe schmierte. Mir kommts vor, Marjorie, du hasts nicht gut getroffen, eine schlechte Rolle bekommen. –

Marjorie:

Ja, Euer Lordschaft, 's ist so. Weil ich die Kammerkatzen und Huren nie auf den Brettern bezwang, bekam ich sie im Leben zu spielen. Aber besser ein armseliges lebendes Schankmensch –

Rochester:

... als die größte tote Schauspielerin. Hör, nobler Schwager, hör sanfter Bischofsneffe, – die Weisheit Lemuels von diesen gemalten Lippen. Sieh mich nicht so mild an wie dein bischöflicher Ohm, stiller Schutzengel den er

mir für meine letzte Reise mitgab! Hat sie nicht Recht, die Kammermagd meiner liebsten Geliebten? Und wars nicht auch meine Devise? Aber mir scheint wir sind Beide nicht sehr weit damit gekommen!

(Er hustet wieder, ringt nach Atem. Sir Richard sitzt aufgestützt, bekümmert und schweigend auf der Bank, der junge Burnet rückt auf der Bank immer mehr zu ihm von Marjorie fort)

Rochester:

Es ist das Gewitter. Das drückt am schlimmsten auf die Brust. Diese Kneipenluft ist gut dagegen. Bin oft lustig gewesen in solcher Bude – mit fideleren Fahrtbrüdern als Ihr, – aber grad solchen Mädchen –

(zu Mally)

Was starrst du mich so an, Flachskopf?

Mally:

Ich sah noch nie einen Lord von so nah!

Rochester:

Vor zwei, drei Jahren hättest du mich noch näher sehn können – und hättest gemerkt, armes Kind, daß auch vor dir alle gleich sind!
Ach so eine Kneipe, das tut wohl! Rauch Dickie, tu mir die Liebe, wenn ich auch husten muß davon. Gib Porter, Wirt, schwarzen schweren. Ich darf nicht nüchtern werden, der Hahn kräht schon, dann kommen die Gedanken von Reu und Leid!
Schenk ein, Braunchen, setz dich dem schwarzen Jüngling aufs Knie, solch Sanfte lieben die Dunklen. Ich liebte eine von Euch zu sehr, – nun will ich nichts mehr von den Schwarzhaarigen. Auch nicht mehr von den Blonden. Auf die Lehne, Flachskopf, meine Knie zittern zu sehr, – nimm die Hand fort, meine Hand ist kalt und feucht, du könntest darüber erschrecken wie über einen Frosch und den Schauder bekommen – aber zutrinken, das kannst du.

Sir Richard:

Trink nicht den Porter, John – das Warmbier ist leicht und gut.

Rochester:

Laß Schwager! – Also Zigeunerische, erzähl – wie starb Millis Barry?

Marjorie:

Äußerst erbärmlich, gnädiger Herr, immer vom Fieber geschüttelt
und schweißig und zitternd und hustend und Blut spuckend –
akkurat wie Euer Lordschaft!

Wirt

(der am Kaminfeuer zwei Späne angezündet hat
und sie Sir Richard und Mr. Burnet an die Pfeifen hält):

Belieben Euer Lordschaft nicht hinzuhören, was die dämliche Sau sagt –
ich will sie verhauen bis ihr die Zähne wackeln, das kommt von dem Gelese,
solche Dummheit.

Rochester:

Laß nur, Wirt, sie redet wie ein Puritanerbuch, recht zum Nachdenken. –
Erzähl weiter, Marjorie, – was tat sie wohl so?

Marjorie:

Sie ließ sich von mir vorlesen, immer aus den Stücken bis zum Stichwort. –
Dann sprach sie ihren Part, – zuletzt ganz heiser.

Rochester:

Sprach sie oft von mir?

Marjorie:

Um die Wahrheit zu sagen – nein.
Sie hatte wohl allerlei vergessen in der Krankheit.

(Die Tür geht auf. Zwei Fuhrleute trapsen herein, an den Tisch rechts)

Erster Fuhrmann:

Wirtschaft, he! Schnaps, aber rasch!

(Zum Wirt)

Was ist das für eine Zucht?
Kein Mensch kann weiter wegen der alten verfluchten Kutsche im Weg.

Zweiter Fuhrmann:

Der Markt ist vorbei bis wir hinkommen, – am besten wir drehn gleich um,
kippen unsre Ferkel vom Karren gleich in deinen Acker, Bill.

Erster Fuhrmann:

Lieber kipp die Kutsche, –
zertöpper sie und wirf sie samt den Leuten in den Graben!

Wirt:

Hier, Billie, trink noch einen, und halts Maul.
Seine Lordschaft wird dich an den Galgen bringen, wenn du so redst!

(Beide Fuhrleute blicken auf den Herrentisch, lachen laut, spucken aus)

Erster Fuhrmann:

Feine Lordschaft! Kann sich freuen, wenn er nicht selbst auf Tyburn baumelt!
Kenn ihn gut vom Hampsteader Jahrmarkt, den Pojaz!

Zweiter Fuhrmann:

Hab meiner Alten den Buckel vollgehauen weil sie seine Liebestränke kaufen wollte, der Quacksalber. Hat er nicht Millis Sarah Swell, der dicken Fleischerfrau – und keine Witwe so ehrbar in ganz Islington, wie sie – damit noch einen Jungen gemacht, der nun mit seiner Hakennase und seinen gelben Locken sein Lob ausposaunt? Ein „ehrenwerter" Sprößling. –

(Beide ab)

Sir Richard

(Mit leisem Vorwurf):

Da siehst du John, was aus diesen Dummheiten herauskommt.

Rochester:

Diesmal was Gutes, schien mir. – Aber auch ich muß ein schlechter Schauspieler gewesen sein, wenn diese Kerls mich auf den ersten Blick erkennen. – Rauche Dickie! – Es fallen einem so gute Dinge dabei ein. –

(Zu Marjorie)

– – Und du sagst, Mädchen, sie erinnerte sich an nichts mehr? – –

Marjorie:

Doch, Euer Lordschaft – an mancherlei: an das kleine Wachtelhündchen das Mylord ihr an dem Abend geschenkt hatten als sie zuerst die Belvidera gab. Sie meinte immer daß es an der Tür kratzte als sie schon im Todeskampf lag. Auch nach dem kleinen Mohrenpagen, dem Juan, fragte sie immer, der Euer Herrlichkeit Briefe brachte und bedauerte ihn daß er so frieren müßte. 'S war ein harter Winter, und kurz vor St. Valentin wenns noch einmal friert. Sie glaubte, er käme von drüben aus Holland wo die Kanäle zugefroren sind zwischen den Wällen – denn sie dachte immer an den Krieg und wollte nicht glauben, daß er längst vorüber wäre.

Mally

(eifrig):

Mein Freund, der Schulmeister, spricht auch immer vom Krieg. Er sagte, daß man seinen Sold unterschlug, er mußte in der alten Uniform vor seine Liebste, da wollte sie nichts mehr von ihm wissen.

Rochester:

Sieh an, es ging auch andern wie dem armen Tom!

Mally

(stolz):

Er heißt auch Thomas, mein Freund.

Burnet

(leise):

Sei still – das ist kein Name den Mylord gern hört.

Sir Richard

(deckt die Hand über Rochesters Becher als Marjorie ihm einschenken will):

Trink nichts mehr, John. Wir fahren gleich. Du hast genug.

Marjorie

(sieht ihn an):

Euer Lordschaft sollte zur Ader lassen. Millis Suckling, des Wirts Schwester versteht sich drauf.

Mally

(auffpringend):

Gleich lauf ich fie wecken!

Rochefter

(hält fie zurück):

Laß, Mädchen. Es haben mich foviel Kupplerinnen zur Ader gelaffen daß ich ausgeblutet bin bis auf dies bißchen roten Schaum am Mund. Keine Frau hat mehr was von mir, betrunken oder nüchtern. John. – Es ift gleichgültig wie ich diesmal zu deiner geliebten Schwefter heimkehre. Sie wird mich anfehn mit ihren fanften Augen – findeft du nicht auch, John, fie hat ganz das Geficht für eine Witwenhaube? Arme Taube, 's hilft nicht ihr, nicht mir mehr, wenn fie fich zu meinen Füßen legt. Beffer, Burnet, du fteigft unterwegs aus und reiteft gleich nach deinem Ohm, ehe fie und Ihr nach dem Bifchof fchickt daß er mir zum letztenmal eine Predigt hält, beim Wein – einem Wein, den ich allein bechre. Er redet mir gern ins Gewiffen, dieſer mein beſter Freund, kanns vortrefflich wie eine Kindermuhme, und es wird Zeit,

daß er jetzt kommt denn ich bin, –

fieh mich nicht an, fanfter Raphael, ftarrt mich nicht an, kleine Hurchen,

wie ich bin, – hört lieber wer ich war:

(Er richtet fich auf, fteht an den Stuhl gelehnt, fpricht leicht mit großer Gefte)

Ich war John Wilmot, Graf von Rochefter,
Am liederlichen Hof des luftgen Stuart
Der liederlichfte feiner Kavaliers.
Wie follt ich anders fein?
War ich nicht reich
Und jung und forfch und voller Witz und Mark,
Tat fich vor mir die feile Welt nicht auf
Wie Danae?...

Bischof, was murmelst du im Schatten dort
„Ein auserwählt Gefäß" – so spricht erbaulich
Ein Quakerprediger wenn er mich erblickt.
Ja ich war blond und jung und meine Mutter
Weinte vor Stolz als ich zu Hofe ritt!
Du lügst, – wer sieht das Laster?
Jede Magd
Die, noch den Bratspieß in den Händen schwingend,
Zur Küchentüre stürzt, komm ich vorbei, –
Schwört daß ich ausseh wie ein Heroldsengel!
Du auch!
(Er streichelt Mallys Haar. Sie kniet neben dem Stuhl, sieht ihn an und weint)
So heiße Tränen, kleine Dirne?
Wäre ich nüchtern, würd ich mit dir weinen
Um mich!
(Ganz ernst)
Ja ich war herrlich wie ein Götterbild
Und liebte nichts und niemand wie dies Bild
Und liebt es doch so schlecht, daß ichs verdarb –
Zu Grunde richtete wie eine Jungfrau ...
(Er schwankt, sinkt zurück in den Sessel, bedeckt die Augen mit der Hand. Mit dem Ellbogen stößt er an den großen zinnernen Bierkrug, der polternd zu Boden fällt.
Oben an der Galerie geht die Tür. Otway kommt schlaftrunken die Treppe hinab. Er gewahrt die Herren am Tisch, – Rochester sitzt ihm abgewandt – kommt wie gebannt näher.
Die Haustürladen werden aufgeklappt, die alte Nell blickt herein, hebt ihren Brotkorb auf)
Nell:
He, Wirt! Bei Euch ist noch gestern Abend. – Lustige Gesellschaft, was? Werden frühstücken wollen, die Herrn! Bring schon das Brot. Ganz frische Weißbrotrollen meine Herrn, heiß aus dem Ofen, warm und zart wie junge Mädchen, recht zum traktieren.

(Sie reicht Marjorie ein paar Rollen Brot. Rochester wirft Marjorie ohne sich zu wenden ein großes Silberstück zu das diese der Alten gibt)

Nell:

Ein Kavalier, ein echter Kavalier von der alten Art, fürchtet sich vor nichts –
nicht mal vor einer alten Hexe Gesicht auf nüchternen Magen! –

(Ab)

Otway

(dessen Augen dem Geldstück folgten, und an dem Brot haften, das Marjorie auf den Tisch legt und von dem Mally ihm eine Rolle reicht, während er leise spricht):

O weißes Brot,
Duftend und heiß wie am Karfreitagsmorgen.
Segen der Welt, du allerhöchsten Guts
Gleichnis und Bild, von Liebeshand gebrochen.
Du schwarzer Erde ährenblondes Gold
Geworfeltes, am Feuer geläutertes ...

(Aufatmend.

Dann plötzlich verändert mit hoher eingelernter Plapperstimme, bucknackig, vorgebeugt)

Geben Sie etwas, edler, Herr, geben Sie einem Verkannten zu essen!
Lassen Sie die Sonne Ihres Wohlwollens über einem armen Dichter aufgehn ...

(Er streckt bettelnd die Hand aus)

Sir Richard:

Du hast sie über soviel Poeten scheinen lassen, John, daß du sie auch über diesen Schächerkollegen strahlen lassen kannst.

Otway

(mit den Augen auf der Börse die Rochester, der immer noch das Gesicht bedeckt hält, aus dem Gürtel zieht):

Ich werde zum Dank Euer Gnaden ein paar Verse sagen,
Euer Gnaden versteht sich drauf. Es sind sehr schöne Verse ...

Sir Richard

(leise):

Ein Menschenkenner – hör John!

(Rochester wirft Otway die Börse hin, die dieser geschickt auffängt. Er lacht leise und kichernd, hält sie in die Luft, klimpert damit. Entzückt)

Otway:

Ich brauche Gold, sehr viel Gold, meine Herrn. Meine Geliebte ist sehr verwöhnt, sie wird von einem großen Herrn ausgehalten, hat seidne Kleider, Essenzen, Pelzwerk, Juwelen, Sänften, Diener. – Jetzt kann ich das alles bezahlen und sie wird zu mir kommen, heut abend nach der Vorstellung. Gleich muß sie kommen, eben fuhr die Kutsche der Herzogin von Portsmouth, die kam heut um sie weinen zu sehn. Sie weint richtige Tränen auf der Bühne, nicht über mich aber über die Verse, die ich für sie schrieb. Ich habe sie selbst mit ihr einstudiert ...

(Er spricht vom Tisch fortgewendet nach der Tür, mit weitoffnen Augen und starr lächelnd)

Rochester

(hat sich umgewendet, ist aufgestanden, steht schwer atmend am Tisch):

Ich bin betrunken, Dick – grenzenlos betrunken. Ich sehe Gespenster ...

(Sir Richard und Burnet stützen Rochester. Die beiden Mädchen stehn etwas weiter nach vorn, Mally mit gesenktem Kopf, immer noch weinend, aber jetzt nur Otway anblickend. Marjorie ist bis an den Treppenpfosten gelaufen und dann wieder zurück, die Hand auf dem Mund starrt sie fassungslos auf Otway)

Otway:

Es ist ihre beste Rolle. Sie werden sehn meine Herren, wie ergreifend sie die arme Waise gibt, das Lamm, das den Zwillingsbrüdern geopfert wird.

(Er wendet sich nach links, spricht in den Schatten)

Nun Betty, paß auf, ich gebe dir das Stichwort:
„O! Ich bin der Unglückselige,
Der dich und sich mit in sein Unheil riß.
Was sprichst du noch so sanft zu mir?"

(Er scheint zu warten, wiegt den Kopf, lächelt. Rochester sieht starr nach dem Schatten, deutet auf die Uhr. Es ist dämmrig, die Lichter sind heruntergebrannt, fahle Morgendämmerung scheint auf Otway's Gesicht)

Otway

(sehr leise aber ganz deutlich mit veränderter Stimme):

„Wenn ich im Grab lieg und vergessen bin.
Sei glücklich dann mit einer schöneren Braut!
Doch keine wird dich wie Monimia lieben.
Bin ich erst tot ..."

Marjorie

(laut, beinahe kreischend):

Mister Otway! Ach, Mister Otway!!

(Sie stürzt auf ihn zu, spricht atemlos)

Ich kannte Euch nicht, oh, oh! – Meine arme gnädige Frau,
sie trug immer Ihr Bild um den Hals, bis zuletzt. Sie sagte –

Otway

(ohne Marjorie zu beachten, in die Luft starrend, nach der schattigen Ecke, in die auch Rochester blickt, flüsternd):

„... Sehr bald, Lieb, sehr bald!
Der graue Tod krallt sich schon in mein Herz.
... Sprich gut von mir – –"

(Er flüstert leise, eilig, tonlos, seine rechte Hand fingert in der Luft, faßt das Brot, das er im linken Arm ans Herz drückt, streichelt es, liebkost es am Gesicht. Lauter)

„... Ein armes Wesen
Einst von deiner Liebe gekrönt ..."

(Er bricht ein Stück von dem Brot, steckt es in den Mund. Würgt. Ganz finster)

„Nein, Irdisches!"

(Speit es aus)

„Ich habe zu lange nach dir gedarbt,
Du wurdest bitter wie Ysop vor Hunger."

(Er blickt sich um. Verändert, leise klagend)

„Es wollte Morgen werden – und wird Nacht – –"

(Fällt tot um. Mally fängt sein Haupt an ihrer Brust auf, Marjorie wirft sich über seine Knie)

Rochester

(an Sir Richard angelehnt):

Es ist gut, daß ich so betrunken bin. Und noch besser, daß ich bald zu Hause bin. Die Kneipenluft ist nichts mehr für mich.

(Mr. Burnet biegt sich vor, preßt ihm sein Tuch an den Mund, Rochester gurgelt, das Tuch färbt sich rot. An der Tür steht schwarz vor der Morgendämmerung lang und hager, Drummer, der Lahme)

Drummer:

Die Kutsche steht bereit! Mylord, steigt ein!

RUDOLF PANNWITZ

SLUB
Wir führen Wissen.

SAGE VOM HOHEN VOLK

Die drei letzten Gesänge der „Sage vom Hohen Volk" umfassen die zweite Hälfte einer Alpen-Dichtung, die eine selbständige Fortführung meiner „Ladinersage" ist. – Ein einsamer Mann entwandert aus den Ebenen und Städten des Vorlandes und gelangt übers Hochgebirge hinaus ins Sagengebiet: zu den Saligen. Er wird von ihnen aufgenommen und erfährt stufenweise ihr Leben und ihre Weisheit. Darin aber verschränkt sich Uraltes und Künftiges. Sie selber sind die Sage gewordenen Reste eines Mittelmeer-Volkes – so wie die Ladiner es von den Etruskern sind. Die Dichtung verschmilzt ihren Mythos mit dem der Ladiner: ihr Herrschergeschlecht mit dem der Fanes und ihre Heimat mit dem Lande Aurona. Der Ausgang ist die Erfüllung der Völkersage: Die Erlösung und Heimkehr mit dem Anbruch eines neuen Äons. Der Wanderer aber ist der Mittler: mit ihm hat das hinab verschwendete und namenlos gewordene Blut sich wieder empor gefunden bis zu der greisen Ahnin, die durch die Zwischenzeit hin ihrem selbstgeborenen Volke in der Entrückung die Überlieferung und das Letzte vom Urlicht hütete.

VII

Und so wohnt er bei dem Hohen Volke. –
Ungezählte Wiederkehr der Sterne
Bleibt er. Und er kennet nicht die Sterne,
Die in zartem Silber nächtlich wechseln,
Ohne Mond sind sie und ohne Sonne.
Gastlich und gar freudig aufgenommen
Lebt er nicht das Leben aber schaut es:
Rätselhaftes und aus stummen Winken
Als ein ewig Schriftwerk zu entziffern.
Ja sie sprechen nie, doch lesen Bücher,
Die zu festen Fristen andre bringen
Aus der Höhe: alt- und greise Männer,
Hochgewachsne, von Gewand schneeweiße.

Einmal zogen Jünglinge und Jungfraun
Traurig mit verſunknen Häuptern abwärts,
Talwärts, hofwärts. Faſt noch Knaben, Mädchen,
Waren ſie geziert mit Safrankleide
Und an ihrer Stirne ſo mit Blumen
Wie die Tiere, die zum Gotte wallen
Oder ſonſt ein Lebe=Sterbe=Feſtzug.
Die ſie ſahen grüßten ſie mit Zähren.
Hinter ihnen ſchwanden goldne Spuren.

Was der Wandrer ſchaut iſt nicht das Innre.
Und er fragt nichts, und ihm wird geſagt nichts.
Doch er tritt herzu und außerm Rande
Stehend blickt er frei aufs Allgemeine
Und erforſcht das. Doch ihm bleibt verborgen,
Was des hintern Würfels felsverwachſne
Kammer ſchützt: das ſchaffende Geheimnis.
Dahin drang er nie – in keinem Hauſe.

Dieſer Weſen Arbeit iſt kaum anders
Als der Menſchen. Nur der Plan iſt anders,
Und der Sinn iſt groß und das Gelingen
Überirdiſch. Auch iſt dieſe Arbeit
Nicht das Ziel ſo wenig als die Atmung,
Die nie ausläßt und doch kein Beruf iſt.
Die Berufung ſcheinen eigne Feſte
Zu verkörpern, da an eignen Friſten
– Friſten freier Seelen, keiner Sterne –

Ihrer aller Seelen an die Stellen
Ihres Grades in der Form von nackten
Sonnenleibern kreisend sich bewegen
Langsam höher. Einsam ziehn die Meisten,
Einige zu Paaren oder Bünden,
Und umarmen – Scheiden und Willkommen –
Die Altäre ihrer teuren Häuser
Und der obern Landschaft fremde Stätten.
Andern Morgens hüllen sie, die bunten,
Sich in Schwarzes und verschließen ihre
Ältern Bauten, die gemach verfallen,
Und erbauen sich die höhre Haulung.
Eines Walds vordringender Kolonne
Gleicht das Hohe Volk: es wandert höher.

Tier und Pflanze, auch den Menschen ziehn sie.
Dies ist ihre Kunst: nur das Vorhandne
Zu bewahren und empor zu heben,
Daß es nicht entarte schlecht und häßlich.
Sie verwalten also das Naturreich
Durch die Macht der Lese: wie sie kennen
Alle Wissenschaft des größern Wachstums,
Das die Stufen kreuzt und plötzlich über
Sich erscheint. Was an sich selber scheitert,
Das verschwindet – niemand sieht es wieder.
Jedes ist gereiht zu seines Gleichen.
Alles ist gerichtet wie gesichtet.
Dem Lebendgen wird sein Maß der Nahrung,

Doch verlegt das Höhre. Also kämpft es
Und trifft kämpfend Stärkeres und Stärkstes,
Überwindet sich von Sieg zu Siege
Oder fällt, und wer da fällt verblutet
In die Erde. Nach dem Recht des Volkes
Tut das Volk auch Tieren und auch Pflanzen.
Raubtier lebt und Haustier: alle kämpfen,
Blühend in dem eigenen Gesetze,
Unterworfen doch den hohen Hütern.
Wo das Raubtier fehlt erkrankt der Tierstand,
Aber in den Hürden ist der Friede.
Tod und Schlaf ist Not und Pflicht der Wesen,
Doch die Geister sind heraus gesondert.

Herrlicher als jede Erde grünt es,
Und die Luft der Schönheit ist unendlich,
Eine wehe Zagheit unerfaßbar.
Greise herrschen, Greisinnen gebieten.
Trennend oder einend sind die Zeichen.
Was geschieht bleibt außerhalb der Menge.
Was geschehn ist wird zur Schrift geschrieben.
Nach dem Alter scheiden sich die Riegen.
Die Geschlechter haben eigne Bünde.
Freundschaft ist und Liebe ihre Freiheit.
Ihre Satzung kennet keine Freiheit.
Freiheit ist geweiht und Satzung heilig.
Frevel überschweift der Grenzen jede
Und begiebt sich nach der Tat zum Leiden,

Abzubüßen das verletzte Leben
Und das außen mächtiglich Errungne
Innerlich und innen zu entfalten.
Nur versühnte Frevler werden Männer.

Einmal traf der Wandrer eine Aue,
Die von Alpenrosen überblühte
Und von Jünglingen und Jungfraun strahlte,
Die in feurigen Gewändern tanzten
Unterm Doppellicht das fast ein Urlicht.
Paare lösten sich und gingen nackte,
Schwanden abwärts. Eine zwar blieb über,
Und sie war die Schönste aller Schönen.
Diese liebt er. Er gesellte schüchtern
Sich zu ihr und machte ihr das Zeichen.
Purpur überfloß die Wangen, Purpur
Der dem Kleide glich – das jäh erfahlte –
Aber stehn blieb als zwei Abendröten.
An den Himmel traten Silbersterne,
Und auf ihrem Haar, das Silber wurde,
Kreuzten sich zwei arme Silbermonde.
Himmlisch liebend blickten ihre Augen
– Blaue Augen – in die seinen lange
Aber trostlos. Als er sie berührte,
Rührte sie an ihr Gewand, da rauschte
Es hernieder, doch ihr holdes Fleisch ward,
In dem Maße wie es sanft entblößt ward,
Bergmilch-Stein und sie ein steinern Standbild.

Dieses aber in ohnmächtger Demut
Beugt und bog sich in die tiefsten Kniee
Und den Mund auf seine Wanderfüße.
Danach blieb es, blieb er ohne Regung.

VIII

Andern Tages währte es nicht lange,
Und es kamen Männer den Lebendgen
Von dem Steinbild lösen. Sie vollbrachten
Mit Gewalt es und nicht ohne Ehrfurcht.
Danach führten sie ihn zu dem Ältsten.
Dieser sprach, sprach in des Wandrers Sprache:
„Herr! du hast gesehen was zu sehen.
Unsre Väter aber blühen höher.
Dorther drang der Zug des heilgen Lenzes
Der Geopferten und jenes Weib auch
Das du trafst am obern Rand der Menschen.
Ich geleite dich zu unsern Vätern:
Denn es ist so über dir beschlossen."

Und sie schritten, schritten unermüdet.
Wie sie stiegen und die letzten Häuser
Rückesanken, hob sich tiefer unten
Um ein Stücklein übern Kamm die Sonne
Und beschien die fremdgewordne Erde.
Ihr, ihr Land wie Wolkeneiland glänzte,
Angestrahlt und aus sich selber strahlend.
Doch hier kältete die alte Sonne,

Und von droben wärmte weiß und weißer
Leuchtend und nicht blendend nahndes Urlicht
Und ertränkte den zerteilten Abschein.

Und der Wandrer frug: „Ist da das Urlicht?"
Und der Alte sagte: „Urlicht-Abglanz.
In dem andern Würfel haben wir auch
Dessen gleichen jeglicher im Innern,
Nur die Väter mehr. Wir haben eine
Eigne Zeit, und es sind viele Zeiten.
Doch wir hoffen selber zu den Vätern
Einst zu kommen und wie sie zu leben."

Auch die spätsten Herden, Vögel, Falter
Sind vorbei. Das Urlicht glüht wie Süden
Aber schloher als der Schnee der Firne.
Was umgiebt wird karg, der Fels wird formig.
Und es leichtert und es federt jeder
Schritt – schon stehen sie in einem Ringe
Nackten Gleißes vor dem Haus der Väter.

Es ist größer als die untern Häuser
Und der hintre Würfel ist getürmet
Gradeauf ein Porphyrberg, Weltaltar
Kaum behaun. Hier fehlen die Altäre,
Fehlt die Türe. Und schon ist er drinnen
Binnen Mauern im vollkommnen Garten.
Unbeschreiblich dieser: nur der Stein blüht!

Zwischen Blöcken anemonenstaltig,
Unter Pyramiden, Obelisken
Wandelten die weißgewandigen Greise,
Und es schien, als ob sie Licht erzeugten,
Als ob ihre Häupter Sonnen trügen.
Sie empfingen hoch beglückt den Wandrer,
Streckten ihm, nachander vorwärts tretend,
Beide Hände, grüßten ihn blau-äugend,
Redeten ihn an in seiner Sprache:
„Du bist uns bereits geweissagt worden,
Und es freut uns, daß du nun gekommen.
Bleibe bei uns in dein höchstes Alter!
Lerne von uns, daß du ewig jung wirst!"

Langsam lernt er alles was sie wissen.
Und die Väter sprechen mit einander
Und mit ihm. Sie lehren ihn die Sprache.
Hier beginnt erst das Bereich der Sprache,
Wo die heilge Schrift zu unverfälschtem
Tone wird, der unter Wesen anwächst.
Diese Sprache kommt aus dunklen Wurzeln,
Die sich sprossend beugen zu dem Lichte.
Klanges Läng und Kürze, Steigen, Fallen
Oder Schweben scheidet beinah gleiche,
Trennet Sinn von Sinne. Sinnes Grund ist
Ausgeschaffenes Naturverhältnis,
Das der Geist vollendet und verlautet.
Also ist das All hier einbegriffen

In die Weisheit und die Weisheit Allheit
Kraft der Sprache, die durch Sprechen schwanger
Aller Ding und Wesen Samen austrägt,
Bis gediehn ein vollinhaltend Fruchtwerk,
Auszustreuen in die ärmren Welten.

Auch die Väter lasen noch in Büchern,
Da sie manches wußten, andres forschten.
Zeichen gab es, die sie nicht verstanden,
Schriften, die sie nicht erfassen konnten.
In der Kunst des Lesens, Kunst des Lernens
Unterweisen sie den ernsten Schüler.
Denn er hilft sich bald wie im Gefelle
Fort von Stütz zu Stütze: wo er festen
Fuß nur hat, da schwingt und springt er höher.
So erobert er sich die Gestirne,
Die in seinem eignen Haupt nur kreisen,
Da er aus unendlichen Naturen
Nachforscht die Verwandlungen des Kreises.

Denn das ist das beste Tun der Väter,
Und er tuts mit ihnen: übt den Allsinn.
Es erschließt sich eine neue Landschaft,
Und kein Abstand kann den Raum nicht rauben!
Außen rundes, innen völliges Dasein.
Es ist überall gleich und durchdringlich
Rings herum und durch und durch zu sehen
Wie zu tasten. Alle Gegenstände

Sind erkennbar als ein Meer aus Meeren,
Wogen, Tropfen, Tröpflein; so erkennbar
Starr- und flüssige und gasige Stoffe;
Allbewegt in sich wie Sternenhimmel,
Die durch Sternenhimmel stürmend steuern.

Dieses Schauen leistete kein Auge,
Wie nicht Ohr noch Nase – nur der Allsinn.
In ihm sind die Sinne unterschieden,
Und er faßt sie so wie eine Seele
Eine ganze Landschaft frei zusammen.
Das zu schaun ist seliger denn Leben,
Es ist Sternbild – fast die höchste Höhe.
Es ist Sternbild auch der Väter Antlitz:
Uralt scheinen sie mit eingesunknen
Sinnen deren sie nicht mehr bedürfen.
Auch der Wanderer versteint zur Landschaft.

Öfters sahe er des heilgen Lenzes
Opferzug entfernten schrägen Abhang
Niedergleiten, und aus fremdem Glaste
Urgewaltge nahn und leise donnernd
Knappe Worte sagen: die Befehle.
Darauf eilet einer oder mehre
Von den Vätern nach den obern Ländern,
Untern Ländern, zeigend oder helfend,
Auch vernichtend, kennbar bald unkennbar –
Er erfüllet das Gesetz das eins ist.

Einmal spricht im Mittelpunkt des Lichtes
Zu dem Wanderer der älteste Vater:
„Hoher Herr! heut bist du tausend Jahr alt,
Jung zwar doch erlesen. Was kein einzger
Von uns einsah: der Geschichten Ende
Und die freie Tat – du wirst es wissen.
Unsre Königin im Urlicht-Himmel,
Sie entbietet dich zu ihrem Trone.
Geh allein! uns fehlt das Sonnen-Antlitz."

IX

Er vergaß des Wegs bis er am Ziel war.

Plötzlich ist die alte Sonne nicht mehr.
Kühle Glut beginnt: rings brennend weißer
Äther, der von nirgendher entströmt ist.
Denn dies ist die Burg des Hohen Volkes.

An dem Pfade standen dunkle Reste,
Wie Gewächse zu Gebild versteinte.
Strahlend abwärts ziehen große Straßen,
Und auf ihnen Göttergleiche, Schöne,
Greis und Greisin, Mann und Weib und Kinder,
Angetane mit vielbunten Kleiden,
Aller Edelsteine Farben tragend.
Sie zu schaun gemahnt an alle Völker –
Welch ein aufgebrochner Völker-Fruchtkorb!
Weißgewandige Greise schweben näher.

Droben ist ein Garten. Dessen Dinge
Gen einander ragend, aus einander
Brechend, in einander reich durchschossen,
Aber jedes einzeln und gesondert
Wohnend, sind Urformen, Lichtkrystalle.
Deren Kanten und verschobne Säume
Stehn in Farben wie die Regenbögen,
Oder wie der Mittnacht=Pol des Himmels.
Über diesem ebnen Göttergarten
Blaut die Glocke, Enzianenglocke
Tief hinunter und fängt unten Erden=
Körniges Grün und amethystne Tönung.

Mitten ist das Haus, der Doppelwürfel,
Und der hintere ist des Gebirges
Quaderturm bewehrt mit goldnen Zinnen.
Darauf steht und dreht in goldnem Harnisch,
Der ein Riese ist, der Wächter Lynkeus.
Alle andern Häuser unablehlich
Stufen sich hinab nach Süden sinkend.

Ohne Einlaß ist das feste Burghaus.
Der Entbotene durchdringt den Urstoff,
Der Entbotene durchdringt die Grenze,
Steht im heilgen Raum am letzten Urlicht.
Dieses ist nur noch die eine Flamme,
Auf dem einen Herde, bei der einen
Hüterin, der Königin der Seligen.

Und die Salige ist eine Greisin,
Eine Priesterin die überlebend
Vorm Verlöschen wahrt das ewge Urlicht,
So daß Licht vom Urlicht, Schein vom Lichte
Kreis um Kreise bauend niederwirke.

Sie erhebt sich – eher eine Göttin
Als ein Wesen. Ist sie eine Mondin?
Sie hat Toten- oder Mondenzüge.
Doch das andre Antlitz gleicht der Sonne,
Und zwei Sonnenaugen wie des Luchses
Ädern es mit reinster Überstrahlung.
Sie erhebt sich, eine dunkelgütge
Mutter – eine Mutter der Beseelten.
Und schon schreitet sie und streckt dem Wandrer
Beide Hände, preßt und hüllt die Hände
Als ob nachgebornen Enkelkindes.

Und sie sitzen auf der breiten Steinbank,
Dicht am Urlicht und sie sagt ihm alles ...
Laß – mein Geist – mich einiges wiederholen!
Lasse mich doch etwas wiederholen!

„Lieber! deine Wandrung von den Menschen
Zu dem Hohen Volke und den Saligen
Habe ich geahndet und betrachtet
Unablässig, und mir wuchs die Wonne.
Höre unsre Sage! denn wir waren

Volk vom Urvolk, darnach Volk der Völker,
Und wir siedelten am Mittagmeere.
Unser Reich, gestiftet von Herakles,
Da er kehrte von den Hesperiden,
War beherrscht vom Könige und der Mutter
Eine Sonnenreihe der Geschlechter,
Und es hieß von Anbeginn Aurona.
Doch zu unsrer Frist, wie jedes endet,
Mußten wir entarten. Übermutig
Achteten wir uns als Alleswisser,
Da wir vieles wußten. Da vergaßen
Wir die Mächte und die Götter fürder
Zu ernähren, frevelten am Leben,
Trauend auf die Flammen unsrer Herzen.
Und es traten die in Vielgestalten
Einfach Waltenden ob uns zusammen.
Alle andern baten uns zu schonen,
Ach! umsonst. Schon nahm, die Worte schließend,
Er, der eine reine Herr des Himmels,
Uns das Urlicht. Was darauf geschehn ist:
Krieg und Pest, Verknechtung und Vertreibung,
Götterloser Völker gleiches Schicksal,
Das verlohnt sich nicht erzählt zu werden.
Ich, des alten Königs jüngste Tochter,
Bin die letzte vom Geschlecht der Fanes.
Ich ertrug das Los nicht, und ich flehte,
Fleht und flehte, bis mich Winke trafen.
Tanna leitete mich zu der Hütte

Und dem armen unscheinbaren Herde,
Wo der letzte Funken Urlicht glimmte.
Diesen nahm ich, zündete die Lampe
Und verbarg sie, doch sie strahlte himmlisch.
Also nahm ich den Magnetstein: fünfe
Folgten mir, fünf Jünglinge gen Norden.
Und ich starb nicht bis wir neu geworden.
Alles ward nach altem Plan gegründet,
Göttliches Gedächtnis aufgeschrieben,
Im Gesetze Jahr und Tag und Tagwerk
Treu verbracht und stät vermehrt die Werte.

Es gedieh uns. Am Hetären-Feste
Ward ich schwanger, und die ich geboren
Zeugten und gebaren, und wir landten
Unter Zähren und verhaltnem Jauchzen
Endlich bis hinab zu Menschenländern
Unsre Überzahl: die heilgen Lenze.
Ich allein – durch Tannas Mutterlegen –
Ich gebar das Hohe Volk der Saligen.

Und es wäre fast vergebne Arbeit
Mir geblieben trotz dem Wuchs des Urlichts
– Denn es wuchs in meiner Hut wie ehmal –:
Aber du, ein Mensch von unbekanntem
Ursprung, allgemeiner Saat entsprossen
Hast – zwar willenlos – gemußt mich finden.
Also kehrt der Ring zurück zum Kreise.

Keiner von den meinen, ich nur spürte:
Es ist schon die allerletzte Stunde.
Und ich wäre plötzlich hingestorben,
Da der Erbe nur erschauern durfte:
Daß noch eine jener Fanes lebe
Und vom Götterblut die Kette halte.

Kind! des Götterblutes Kette halte!
Ja, du hast bestanden. Höre alles!
Meine jüngste, meine letzte Tochter,
Welche meiner Jugend völlig gleich ist,
Ist die deine, und ihr werdet herrlein.
Meinen Leichnam tragt hinab zum Meere,
Übergebt ihn dem am Fest der Kehre,
Um- und Wiederkehr, wann sich die Weiber
Unerkannt an unerkannte Sklaven
Geben, und die allgemeine Saat keimt.

Bald entrollen sich die Nachtgestade,
Taggestade. Kind! du wirst die Tat tun
Sonder fragen. Glaube: meine Tochter,
Dein Gemahl, ist nicht die alte Weisheit,
Denn sie ist das meerhafte Vergessen,
Sie ja weiß und sagt dir. Mein Erlöser!
Habe Tränendank der letzten Mutter!
Harre aus! Die silbernen Trompeten
Werden tönen. Lynkeus ist der erste.
Bei dem dritten Halle stirbt die Mutter.

Dann hinab zum heiligen Mittagmeere
Mit dem Sarg, mein Wahl- und Notkind! Ahnherr
Aller Fanes! Erdentsprossner König!
Gen Aurona! Auf! Ins Reich der Fanes!"

SLUB
Wir führen Wissen.

JOSEPH PONTEN

SLUB
Wir führen Wissen.

ERWACHEN
IN DER SOMMERNACHT

Lauſche –!
Rauſche, milder Regen,
Netze dieſe harte Flur,
Kühle dieſe Glutnatur,
Spende,
Spende deinen Segen!
Rauſche –

SLUB
Wir führen Wissen.

LUDWIG EMANUEL REINDL

SLUB
Wir führen Wissen.

LIEBENDE

Deine Augen sind aufgetan
Tief wie die leuchtende Nacht.
Wir sinken hinab die Bahn
Zu des Ursprungs verschwendender Pracht.
Und halten uns an den Händen,
Ertragen die Wirbel des Bluts,
Wie Stürze gebärender Sterne:
Als ob wir einander empfänden
Voll unbeschreiblichen Muts
Wie Welten – so nah – und so ferne ...

SPÄTER HERBST

Später Herbst fällt hernieder
Milchig, ein lichtbarer Hauch.
Wachsende Nächte durchzieht er
Dumpf und mit klirrendem Rauch.

Vögel sind lang schon geflogen
Südlichen Fruchtgärten zu.
Am nördlichsten Himmelsbogen
Kommt jetzt die Sonne zur Ruh.

Siehst du die Gärten vergilben,
Bäume entblättern ... verglühn ..?
Lausche den tropfenden Silben
Sterbender Melodien ...

TANZLIED

Ich will nicht mehr sagen: du bist die Blume,
Und ich über dir der Schmetterling.
Gereicht es uns nicht zu viel höherem Ruhme,
Daß Seele in Seele den Leib empfing?

Was wissen wir gültig vom Wesen der Pflanze,
Gefühlen der Pollen, im Stempel dem Duft?
Uns laß uns erkennen! Ergib dich im Tanze!
Wir sind ineinander wie Wind in der Luft.

Wir lieben den Falter, er mag sich verschwenden,
Denn immer ist er schon ein Fliehen im Flug.
Doch wir sind in uns, um uns nie zu beenden:
Verschwistert im Rhythmus und nie uns genug!

SLUB
Wir führen Wissen.

WILHELM SCHÄFER

SLUB
Wir führen Wissen.

KLEINE FESTREDE

ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG BENNO RÜTTENAUERS AM 2. FEBRUAR 1925

Verehrte Anwesende!

Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, einen Dichter zu ehren, dem es bis jetzt unter Gebühr an solcher Ehrung gefehlt hat. Was ich Benno Rüttenauer, Auge in Auge als Freund an seinem siebzigsten Geburtstag zu sagen habe, das mögen Sie aus meiner kleinen Schrift lesen, die Ihnen zu diesem Abend, wie man so spricht, in Kauf gegeben wird. Hier geht es mir um ein Wort zu Ihrem Herzen, das gleichwohl des Verstandes nicht entbehren soll.

Wenn die Bücher eines Dichters nicht oder kaum gelesen werden, so liegt das gewiß auch an ihm. Ich selber bin lange Jahre nicht gelesen worden, und der Kunstwart hat mir vor Zeiten auch gesagt, warum, als er einen Moralaufsatz gegen meine gekünstelte Prosa brachte. Ich hätte mir die Rüge damals zu Herzen genommen – denn wer möchte gekünstelt wirken – wenn mir nicht, und also auch dem Publikum, Walter von Molo als Gegenbeispiel vorgehalten worden wäre.

Das Mißgeschick für uns Dichter ist nämlich, daß wir alle unsern Walter von Molo haben. Ich las neulich in dem ergötzlichen Buch vom unbegabten Goethe ein Wort des Professors Koch aus seinem Kompendium der deutschen Literatur-Geschichte über „Hermann und Dorothea": „Jeder Freund der vaterländischen Literatur muß diesem Meisterstück (Vossens Luise nämlich) eine würdigere Nachfolge wünschen, als es kürzlich in Goethes ‚Hermann und Dorothea' erhalten hat." Sie sehen, auch schon Goethe hatte seinen Walter von Molo, wie es ihm zeitlebens nicht an Kunstwärtern gefehlt hat. Es gibt

in der Literatur anscheinend auch negative Ewigkeiten, zu denen beispielsweise der Professor Koch von 1798 gehört, der heute noch immer in Breslau Literaturgeschichte schreibt.

Nun wäre das Mißgeschick nicht so schlimm, weil wir Dichter eigensinnig genug sind, in unserer Natur zu beharren (aus der Resignation, daß wir nicht über unsern Schatten springen können, selbst wenn wir möchten); und weil sich das Publikum, vielleicht wohl als das Volk letzten Endes nicht darum kümmert, was der Professor Koch über „Hermann und Dorothea" sagt.

Unser eigentliches Mißgeschick ist dies, daß unsere Dichtung in ihrem Volk sozusagen auf zwei Beinen steht, die nicht ihre eigenen sind. Das eine, sagen wir das rechte Bein, leidet an chronischer Anschwellung, von den Auflagen nämlich, in denen gestern das Zeug von der Marlitt und heute das von der Courths-Mahler gelesen wird. Der Tatbestand liegt nicht etwa darin, daß dergleichen geschrieben, sondern daß es von der Masse des Volkes als das ihm angemessene Lesefutter verschlungen wird; so daß die Unförmlichkeit dieses rechten Beines unsere Unbildung bloßstellt.

Das andere, also das linke Bein, leidet nicht so sehr an chronischen als akuten Anschwellungen der literarischen Mode. Wer das ein halbes Jahrhundert lang – wie Benno Rüttenauer vermochte – mit angesehen hat, welche Kunststücke der Literatur Mode werden können, wie diese Mode, das heißt die literarischen Kunststücke wechseln, Namen um Namen verschlingend, dem wird die Unförmlichkeit dieses linken Beines der Literatur wohl als unsere Verbildung vorkommen müssen.

Die Frage ist also, wie dabei die Dichtung überhaupt auf die Füße, das heißt ins Volk kommen kann?

Vor anderthalb Jahrzehnten kam der Wochenmann Scherl auf die Idee, das Volk empor zu lesen, das heißt er wollte das rechte Bein nicht mehr auf der Stelle treten, sondern (nach Darwin) von der Courths-Mahler zu Goethe

fort schreiten lassen. Es sind bis heute keine Anzeichen da, daß dieser Fortschritt gelungen sei.

Seitdem empfiehlt sich wieder das linke Bein der Literatur, dem wenigstens die Voraussetzung der Dichtung, Geist und Gefühl, geläufig sind. Sie sind dies sogar in der unheimlichsten Übersteigerung, weil sie, vom Volkskörper losgelöst, sich selbst überlassen bleiben. Es gibt keine geistige Kühnheit und keine Gefühlsekstase, die nicht als literarische Mode verflucht wird.

Von oben betrachtet, sehen die beiden Beine natürlich ganz gleich aus, das heißt die Bücher, die es so oder so zum Erfolg bringen, dienen der Masse; und die Masse, die damit bedient wird, ist weder dort noch hier das Volk. Das Volk ist die Entfaltung seiner Natur, also das, was als sein Eigenes im Lauf der Jahrhunderte Dauergestalt und damit seine Form wurde. Das heißt Goethe ist Volk, Keller ist Volk, Stifter ist Volk, aber die Heroen der Familienblätter und die Akrobaten der Literaturmoden sind es nicht. Das Volk hat weder ein rechtes Bein nötig, auf der Stelle zu treten, noch ein linkes, Kapriolen zu machen, weil es überhaupt keine Realität, sondern eine Idealität ist. Als Hölderlin in den Wolken ging und Kleist an den Abgründen irrte, so daß fremde Hände das ihrige für die Nachwelt retten mußten, da war Volk; und überall, wo ihre angebliche Verstiegenheit sicherer und heiliger Besitz der Herzen wurde: da ist Volk.

Das heißt von jedem einzelnen aus: Volk ist auch in ihm die höchste Entfaltung seiner Natur. Wenn ich als Leser in der Unterhaltungslektüre faul bin, wenn ich mir literarische Reizmittel eingeben lasse, bin ich nicht Volk, bin ich nicht Herr, sondern Knecht meiner Natur, ich entfalte nicht meine Möglichkeiten, sondern ich decke sie zu. Eben weil es so ist, muß es Dichter geben, daß die Natur im Volk, das heißt in jedem von uns, nicht aussterbe, daß das Grundwasser ihrer Möglichkeiten nicht faul werde.

Weil aber kein einzelner der Totalität teilhaftig ist, so bleibt auch der Dichter

als Naturkraft immer der Teil der Volksnatur, der durch sein Temperament bestimmt wird. Wie wir alle nach der Säftelehre der Alten cholerisch oder sanguinisch, phlegmatisch oder melancholisch sind, so ist er es auch.

Und um nun endlich zu unserm Geburtstagskind zu kommen, so heißen wir den Dichter Benno Rüttenauer wohl zumeist einen Choleriker, das heißt einen, den die gelbe Galle der Alten treibt, zu räsonieren. Und das ist deshalb sein besonderes Mißgeschick, weil die Choleriker es um des Teufels willen nicht leiden können, daß ein anderer auch räsoniert. So sind die Räsoneure unter uns, die das eigentliche Publikum Rüttenauers vorstellen sollten, gerade durch die Übereinstimmung der Temperamente gehindert, auf ihn zu hören, der ihnen das beste vorwegnimmt.

Und die andern merken es nicht, daß dies nur obenhin gilt, unter dem Polterer versteckt sich eine zage und schüchterne Natur, die nach ihrem Temperament melancholisch ist. Wenn aber Schwermut weise wird, so ist sie heiter: diese Entwicklungsgeschichte des Humanisten hat auch Benno Rüttenauer durchgemacht; nur daß er seinen Humor aus der berühmten Scheu krakbürstig versteckt und für die wenigsten offensichtlich macht.

Das ist sein zweites Mißgeschick, und sein drittes ist dies, daß wir im Alter nicht mehr recht zu ihm passen. So lebt er unter uns als Nachfahre einer Zeit, in der die Bildung, sagen wir: historischer fundiert war, als sie es heute zu sein pflegt. Wenn er mitten in seine Geschichten hinein seinen Humor cholerieren läßt, so scheint er mit einer Bildung belastet, die uns Menschen des technischen Zeitalters zu umständlich und zu veraltet ist.

Aber wenn es auch der Minister von Goethe versäumt hat, uns etwas in den Radio zu sprechen, und wenn er im Wilhelm Meister das Urbild der deutschen Umständlichkeit gab: dieses Rätselhafte, was den Veralteten jeden Tag jünger in uns werden läßt, ist der Urbestand seiner Natur, den keine Antenne erreichen kann. Aus diesem Urbestand werden unsere Kinder, dies

ist gewiß, geneigter und geeigneter sein als wir, den Dichter Benno Rüttenauer zu lesen, der jetzt unter uns sitzt, als ob er für eine Stunde schon heimgegangen wäre.

SLUB
Wir führen Wissen.

ALBRECHT SCHAEFFER

ALBRECHT SCHAEFFER

DIE SCHÖNSTE STELLE

EIN GESPRÄCH IM SOMMER

Zwei Männer, in den Fünfzigern beide, lagen, hinter sich den Bergwald, auf dem obersten Rand einer gemähten Wiese, die sich fast steil unter ihnen senkte; tiefer unten stürzte der Hang, mit gelben Kornfeldern, mit Wiesen, mit kleinen Hainen von Obst, die Gehöfte verhüllten, bis zur tiefen Sohle des Tals, wo die weiße Straße sich hinwand. Die Beiden hoch oben hatten unermeßliche Schau nach allen Seiten über das weit gebogene Tal hinweg zu Bergen und Bergen, die sich ruhevoll überstiegen, waldige riesige Rücken und schöne Kuppen und zu oberst die felsigen Gipfel; unten aber waren die Hänge bebaut und besiedelt, und es schwelgte alles unter der großen Sonne in seiner Stille und Trächtigkeit und göttlicher Ordnung, wo alles so sein mußte, wie es war. Noch rief aus dem Unsichtbaren zuweilen der Kuckuck, und die hohe reine Stimme der Grillen strahlte wie ein tönendes Licht, unendlich.

Die Männer, die – jeder auf einen Ellbogen gestützt – dalagen und sich nur sättigten mit langsam umherwandernder Ausschau, schwiegen. Der eine war Maler, der andre Chemiker durch Begabung und Studium, aber Kaufmann geworden durch die Fügung der zeitlichen Umstände. Der sagte nun, als es Zeit geworden war, ein Wort zu sagen:

Dies also hier wäre meine schönste Stelle, die ich dir versprach. Andre loben andere mehr; aber sie ist jedenfalls die reifste.

Der Freund erwiderte nichts, und lange Zeit waren sie wieder still. Nun sprach der Maler, der sich rücklings ausgestreckt hatte und, einen Halm zwischen den Zähnen, die Hände unter dem Kopf verschränkt, in die leere Bläue über sich blickte. Er sagte:

Die schönste Stelle ... Das erinnert mich nun an die Bücher, in denen man Stellen weiß, die einem mitunter das ganze Buch allein teuer machen, oder die man allein im Herzen behält.

Obwohl der Andre nur nickte, was der liegende Maler nicht sehn konnte, fuhr er, die Zustimmung wahrnehmend, fort:

Für mich ist der Schüdderump von Raabe das äußerste Beispiel. Ich mag das ganze Buch mit seinem unermeßlichen Raabe-Geschwätz nicht sonderlich gern. Aber da ist die eine Stelle: wie der alte Chevalier, der nach Wien gereist ist, im Salon vor seinem kranken und unglücklichen Mündel erscheint, wenn du dich erinnerst. Man kann die Erschütterung dieser Stelle nur erfahren, wenn man das Buch bis dahin liest; und deshalb lese ich es in jahrlangen Abständen immer wieder.

Nach einem Schweigen erwiderte der Kaufmann:

Da ist mir, während du sprachst, eine Stelle von Dauthenday erinnerlich geworden. Gib acht, die ist herrlich.

Das Buch heißt „Raubmenschen", spielt in Südamerika, und es sind sehr schöne Schilderungen das beste darin. Ja, wie war das nun? Sagen wir in Kürze so: Der Held des Romans liebt ein köstliches Mädchen, und gleichviel nun, welche Hindernisse sie einander fernhalten: es ist ein Stierkampf gewesen, und bei der Rückfahrt gerät der junge Mensch auf der breiten Avenue in ein solches Gedränge von Wagen, daß der seine mit den übrigen Wagenreihen umher minutenlang halten muß. Sich vorbeugend erkennt er auf einmal durch das offene Fenster in dem neben ihm haltenden Wagen seine Geliebte, die – ohne ihn zu sehn – angespannt vor sich hinblickt. Jetzt zieht sie einen kleinen Schreibblock hervor, kritzelt eilig ein paar Zeilen, blickt auf, sieht ihn, lächelt auf und wirft rasch das gefaltete Blatt zu ihm hinüber. Gleich darauf setzen alle Wagen sich in Bewegung, und er rollt davon im glückseligsten Zustand ganz brennend. Denn sie hatte das Blatt für ihn geschrie-

ben, und er hat seine Geliebte in dem Augenblick gesehn, wo sie allein war und seiner gedachte.
Ach! – Der Liegende richtete sich auf und starrte glücklich überrascht in die goldene Weite. Ja, das ist kostbar, sagte er. Eine kostbare Eingebung, das einmal zu gestalten. Wer hätte nicht gewünscht..? Nein, herrlich – es ist ja, als ob man einen Engel zu sehen bekäme. Man sieht das Unsehbare. Mancher Dichter hat seinen Liebenden die Geliebte finden lassen im Schlaf. Aber so im offensten Wachen, eingeschlossen in ihre Liebe, ins Deingedenken ... die Stelle hat etwas Berauschendes.
Oder vielmehr Blendendes, meinte der Andre, so daß man nicht grade hinsehn kann und wegblicken muß, um das, was nicht gesehen werden darf, aus sich selbst wieder zu bilden.
Nun will ich aber sehn, begann der Maler nach einem geraumen Schweigen des Lächelns und Sinnens, ob ich dich überbieten kann. Wenn du nämlich den Roman von Meredith Harry Richmonds Abenteuer nicht kennst... da gibt es diese Stelle. Der junge Engländer, der die liebliche und überzarte deutsche Prinzessin liebt und nur hofft, aber nicht weiß, daß er wiedergeliebt wird, wandert im Walde mit ihr und ihrer Hofdame. Da sagt sie nun im Gespräch, daß ihre englische Gouvernante sie verlassen hat. Und sie sagt diese Worte: „Sie heiratet einen hannoverschen Offizier. Wir tauschen die Länder, – ich meine –" sie will sich verbessern, sie verstrickt sich, sie spricht noch ein paar sinnlose Sätze und verliert – sie ist eben erst von schwerer Krankheit genesen – die Besinnung.
Ja, das ist rührend zart. Ja, solch ein Versprechen, – ich glaube, ich erinnere mich selbst ...
Er verstummte, und beide sahen wieder verschwiegen über das Tal, in den großen Mittag der Berge.
Wenn ich nur wüßte, begann der Kaufmann, in welchem Buch ich das las ...,

ich glaube in einer Erzählung von Stifter, aber ich erinnere mich so schlecht, daß ich das meiste selber erfinden muß. Da kommt der junge Verliebte von einem Gang zurück in die Nähe des Badeorts, wo sein Mädchen mit ihren Eltern und Geschwistern wohnt, und gerät, an einer hohen Hecke entlang gehend, an eine Stelle, wo dahinter eine Bank steht. Stimmen hörend, erkennt er die des Mädchens und seiner Angehörigen, und da ist auch ein Rivale, glaube ich, der eben zu ihnen tritt. Nun will er grade durch ein Loch in der Hecke kriechen, liegt schon auf Knien und steckt den Kopf hindurch, da hört er, daß von ihm die Rede ist, und jener Rivale spricht schlecht und schlechter von ihm, – nun glaubt er, sich doch nicht zeigen zu dürfen, und möchte es um so mehr, da legt sich auf einmal eine Hand auf seinen Kopf, – die Hand des Mädchens, das am Ende der Bank sitzt. Sie hat ihn wahrgenommen, und während der andre ihn verunglimpft, und sie ihn nicht verteidigen kann, macht sie ihm still das Geständnis ihrer Liebe, indem sie ihre Hand in seinem Haar läßt, solange der andre redet.

Das ist schön. Ja, das ist einzig – diese Kühnheit des Mädchens, – und diese Zartheit im Kühnen. O und diese reife Fülle des Augenblicks, da sie gesteht und zugleich beruhigt, gleich in so tiefes Einverstehn dringt und ihn mitnimmt. Und dies: daß sie ihn so berührt, nachdem noch nichts zwischen ihnen gesagt war. Sie küßt ihn ja ...

Nachdem nun alles gesagt zu sein schien, verhielten die Freunde sich wiederum still. Endlich bemerkte kurz auflachend der Kaufmann:

Sonderbare Buchstellen scheinen mir aber das, an die wir uns da gegenseitig erinnert haben.

Du meinst unzeitgemäße? Ja, das sind sie wohl. Körperliche Berührungen sind heute unter der Jugend nichts, was Bedeutung haben könnte, und wenn man diese amerikanischen Bücher über das Liebesleben der Jugend liest, so scheint alles da grade und kurz und handlich, ohne Zartheit und ohne Ge-

heimnis. Zwei junge Leute begegnen sich im Schnellzug, sprechen sich an und gehn in den Schlafwagen.
Ich dachte, versetzte der Kaufmann, an etwas andres, aber du magst recht haben, wenn du einem Verlust nachtrauerst. Der Weg, den die Menschheit geht, ist auch eine Bewegung von Geheimnis zu Geheimnis; immer neue werden gelöst, und jeder Gewinn, den sich die Menschheit erkauft, geschieht auf Kosten eines Verlustes. Wer nur diesen sieht, der wird traurig, aber – er lächelte – es sehn ihn ja immer nur die, die den Gewinn nicht erlangten.
Wir Alten, stimmte mitlachend der Maler ein; übrigens, setzte er hinzu, wo ist hier der Gewinn?
In der Willkür und Schrankenlosigkeit, sagte der Freund, die wir zuviel sehn müssen, freilich nicht. Aber – wenn der verhungerte Sklave seine Ketten zerbricht, ist er zunächst nicht frei, sondern ein reißendes Vieh. So sind unsre Zwanzigjährigen auch zunächst nicht frei, aber sie haben doch die Befreiung für alle Zeit, denk ich, gebracht – von jahrhundertelanger Unterdrückung und Verdrückung, Verlogenheit und Unnatur. Aber der Mensch will keine Dauer als in der Ordnung, darum wird auch dies sich zurechtziehn.
Der Maler seufzte. Möge es, sagte er; du hast ja die Neigung, die Dinge versöhnlich zu sehn.
Habe ich? fragte der Freund leicht erschreckt. Ja, ich bin auch Kaufmann geworden, was ich als Knabe nicht träumte.
Es wäre schlimm, wenn wir das würden, was wir träumten. Der Maler lachte lautlos nach seiner Gewohnheit. Dann hinge ich längst am Galgen. Was war aber das andre, woran du vorhin dachtest?
Ja – ein Knaben-Traum nehme ich an. Ich wunderte mich, warum wir alte und gut verehlichte Männer uns an so jugendferne, unwiederholbare Dinge erinnern. Erster Kuß, erster Blick, erste Ahnung und erste Süße.
Soviel ich von uns beiden weiß, sagte der Maler ernst, hatten wir doch das

Glück, diese Erstlinge mehr als einmal opfern zu können. Und was mich betrifft, so gäbe ich viel für noch einmal, für noch ein einziges Mal. Denn wahrhaftig sind dies keine Knaben-Träume, sondern sie sind wahr wie die ganze Kindheit, und ebensowenig war Don Juan nur ein öder Falter oder ein roher Schuft wie im Stück; sondern er ist ein Symbol oder eine Inkarnation für die tragische Liebe des Menschen zum Anfang, zum März, zum Duft und zur Ahnung. Wenn alles neu wird – das ist's! Oder gar – damals: wenn alles zum ersten Mal wird. Zartheit des innersten Lebens, die in unsern Geschichten hauchte, gegen die alle Zartheit von Wolke oder Primel, von Apfelduft oder Meer-Ferne nichts ist. Wenn im ersten atembeklemmten Erkennen Auge sich in Auge verfängt, und dann gehen die beiden hinweg, blind für das blendendste Licht, tief in ihrem Geheimnis, das sie an die atemlose Brust drücken, – wenn sie noch fern vor dem ersten Wort sind, fern vor der ersten Berührung, stummselig, aber über alle Ferne und Fremde hinweg miteinander verbunden durch nichts, nur durch die Magie der Beziehung, – und wenn sie doch ahnen, daß ihnen die innigste Gemeinschaft von Körper und Seele bevorsteht, – wenn die Welt still hält in dieser Erwartung ...

Er verstummte.

Dann, fuhr er ruhig fort, ist da auch mehr, als die Physiologen sagen, mehr als Mannheit, die zum Erguß und mehr als Schoß, der zur Empfängnis drängt; sondern dann ist es als ob dieser Berg, der uns trägt, und der da drüben zusammenstürzen sollten, und alle Götter, die miteinander in Zwietracht liegen, lassen die Waffen sinken und träumen Versöhnung. Keine magnetische Kraft bindet so unauflöslich wie dieser – Hauch, zarter als Spinnweb, zwischen Mädchen und Mann.

Macht es darum so glücklich?

Glücklich macht es wohl, weil es gewichtlos ist. Denn womit wäre es beschwert? Keine Mücke beschwert die Lüfte so wenig wie dies. Schwerelos ist

es, leiblos ist es, es ist zwischen, zwischen mir und zwischen ihr, unfaßbar, unsagbar – körperlos wie das Morgenrot, und doch ist es in dir, der ganze Welt=Anfang, ein Alles im Nichts, das nennen wir Glück.
Was danach kommt, sagte der Kaufmann, ist Leben. Es muß gewagt und ge=tragen werden, und es gewinnt daraus seine Zauber und Herrlichkeiten.
Du mußt nicht entschuldigen, meinte der Maler gelassen. Wenn man ein Ding in seiner höchsten Reine sieht, mußte das nächste daneben allemal trüb scheinen.
Darauf schwiegen sie und versanken wieder in den Anblick der glänzenden Gestalten der Berg=Welt oder der aus tieferer Ferne schimmernden in ihnen selbst.

RENÉ SCHICKELE

SLUB
Wir führen Wissen.

GÄRTEN DER GÖTTER

Nach fünfzehn Jahren berührte es mich wieder wie ein elektrischer Schlag, als das Licht des Südens über mich herfiel, als ich sah, wie die Mimosenbäume in ihrem gelben Gefieder sich schüttelten, als der Zug mit einem Ruck an der Riviera, der himmelfarbenen, himmelblauen, der himmlischen Küste vorfuhr.

Leise wogte und dehnte sich ein zärtliches Meer und streute Schaumkränze vor die Füße der Felsen, die den Strand entlang nackt und rothäutig im Wasser standen und die Sonne anbeteten. Ich lehnte mich aus dem Fenster, streckte die Hände aus, um das Stigma des Heidengottes zu empfangen, der flammenden Zuversicht in der Höhe. Ich suchte die Kräfte der ewigen Jugend zu fassen, wie sie seit tausenden von Jahren über die europäische Küste des Mittelmeers strömten. Dieses Meer hatte unsre Götter gestaltet, wenn nicht geboren.

Groß, still, ein wenig spröde, stiegen landwärts die Hügel an, mit Flächen und Hängen, die gartengleich in den Felsen eingelassen und Lichthöfe voll klar geordneter Fruchtbarkeit waren.

Zwischen Meer und Himmel ging die Fahrt, sie schlitzte den Himmel auf, es schneite lichte Gestalten, Boten der Götter, ganz weiß mit einem roten Tupfen im Gesicht und einem roten Helmschein darüber. Die Frauen, sah ich, hatten sich wenig verändert, immer noch die Röcke kurz, kleine Hüte, Puder und Schminke, nur schienen sie inzwischen noch knapper, noch steiler geworden, gerade so wie die Körper aller Maschinen, die bestimmt waren, die Luft zu durchschneiden, zu fliegen.

Die Maschinen hatten etwas von ihrer Zweckhaftigkeit an die Frauen abgegeben und diese von ihrer Sinnlichkeit etwas an die Maschinen.

Dagegen, meinte ich, konnten die alten Götter aus diesem Meer, diesem Himmel, dieser körnigen Landschaft, die mit einem Ausdruck von phantastischer Intelligenz auf uns herabsah, nicht das geringste einzuwenden haben. Die Frauen und auch die Männer trugen den Abdruck der Form, aus der sie selbst hervorgegangen.

Antibes flog vorbei ... Mitten durch die Sonne kam eine Vollmondnacht auf mich zu, ein bläulich blühender Wildgarten, ich lag mit Maria Capponi unter der Monduhr der Zypresse. Wir konnten nicht voneinander lassen, bis die große, dünne Scheibe des Mondes aus dem Himmel fortgenommen war und der Morgentau fiel. Da holten wir Mäntel und Decken und streckten uns zum Schlaf unter einer Schirmpinie aus – vor fünfzehn Jahren.

Gleich danach erkannte ich auf der Landseite das Feldmassiv des „Baou". Blendend, einer Kulisse gleich, stand der flach gespannte Himmel hinter dem Gebirge, das deshalb auf die Entfernung grau wirkte. Dort oben hatte ich mit Maria gestanden, der Fels unter unsern Füßen war rotes Feuer gewesen. Maria hatte ein Seidentuch an den Drahtzug der Fahnenstange genäht, nun sollte das Hissen unseres mittäglichen Feldzeichens vor sich gehn.

Erst aber bestand ich darauf, daß wir uns zu der feierlichen Handlung entkleideten. Es müßte im schönsten Festgewand geschehn, erklärte ich, so wäre es allgemein üblich, sowohl in Republiken wie in Königreichen, und wir könnten unmöglich würdiger dastehn als in unsrer nackten, nubischen Pracht.

„Ja, aber," – sagte sie. „Weißt du, hier oben in der Luft friere ich, und da unten auf dem Stein verbrennen die Füße."

„Wir müssen halt gleich tanzen," versetzte ich. „Wir müssen die Hitze aus dem Felsen tanzen, dazu ist der Felsen da."

Als wir nackt waren, zogen wir zu zweit die Fahne hoch, Maria einen Zug, ich einen Zug, und zuletzt hingen wir uns beide an den Draht, um die Fahne

bis an die Spitze der Stange hochzubringen. Denn wir hatten es mit dem Wind zu tun. Er zerrte und riß an dem weißen Seidentuch, das in Wirbeln und Feuerbündeln aus seinem aufgenähten Silberflitter sprühte. (Es war Marias weißer, venezianischer Schal.) Wir hatten es mächtig mit dem Wind zu tun.
Nun waren wir fertig. Maria rieb umständlich die zerschundenen Hände an meinen Schultern, sie reichte sie mir, wir nahmen die Fahnenstange in die Mitte, umtanzten sie.
„Schau nur, Maria, schau nur: welch ein Land ist unser Reich!" Ich lehnte mich, etwas außer Atem, an die zitternde Fahnenstange und hielt meine Geliebte im Arm. Ihre Hand lag leicht an meiner Hüfte. Über uns im Himmel knatterte und rauschte die Fahne ihrer Wahl und jubelte über dem Land, das da zwischen schneebedeckten Alpen und dem Meer diesen Himmel spiegelte. Wir, wir ihm so nah! Und wir kannten alle großen Straßen des Landes und viele seiner kleinen Wege. Viele seiner Gärten. Die weißen Städte am Meer. Manches Dorf auch inmitten seiner hängenden Orangen- und Rosengärten. Viele der Pfade, die zwischen den Tausenden von kleinen Terrassen herumkletterten, als wären sie einem Wild auf der Spur.
Danke! schrie ich in den Wind und die Sonne. Danke! Danke! Danke! Mein ganzes Leben will ich danken, mein Leben lang danken!
Ich sang es. Maria lag an meiner Brust und lauschte ...
„Danke," sagte ich auch jetzt, als der Baou dem unergründlich blauen Parnaß zu entschwand und die Naturgottheiten im Zug sich schnatternd zum Aussteigen bereit machten.
Ja, Dank, Dank, lauter Dank. Auch jetzt. Jetzt vor allem. Wie vertrauenerweckend, daß ich wieder „danke" sagen kann zu meinem Leben! Glaubte ich nicht noch gestern, wir Krüppel, wir Bankrotteure, die der Krieg und seine Folgen ausgeplündert, verunstaltet, wir seien die geopferte Generation unsers Weltteils?

Wir gehörten zur Hälfte unsern Vätern, die stark und gläubig waren, zur Hälfte unsern Kindern, die auf neue Weise erstarkten, nur nicht uns selbst? Sagte ich nicht: wenn Gott uns spaltete, fiele der eine Teil von uns nach Sonnenuntergang, der andre nach Sonnenaufgang, völlig seien wir um unsern Tag betrogen, denn von uns bliebe nicht ein Blutschein, nicht ein Hauch – wenn Gott uns plötzlich spalten wollte?

Dank! Dank! Mittelmeer, wogende Urquelle des Vertrauens und aller uns eigenen Gestaltung. Aufrichtigkeit, die lebt, wie sie lehrt und lehrt, wie sie lebt. Kein einziger deiner Helden war ein Dummkopf, du erhobst sie zu den Ewigen und schicktest die Ewigen unter die Menschen.

Und ewig oder unsterblich nanntest du, was du dauern sahst, nicht mehr, nicht weniger. Und was du ewig oder dauernd nanntest, das dauerte auch, du sorgtest dafür mit bescheidener Nachfolge und Preisgesängen.

Mittelmeer, Tapferkeit und Klugheit der Sinne! Trauer und Mut vor dem Tod, du allein liehst ihm ein menschlich rührendes Gesicht. Himmlische Küste, Garten der Götter. Nein, wir wollen nicht sterben!

(Unveröffentlichtes Stück aus dem Roman „Aggie Ruf und die Sklaven.")

WILHELM SCHMIDTBONN

SLUB
Wir führen Wissen.

NIEDERRHEINISCHER VORFRÜHLING

Nun sind die lauten, leuchtenden Tage da. Über die Dächer und fernen Straßenenden steigt wieder der blaue Himmel auf, der anfangs fast die Augen schmerzt. Die Häuser sind leer, die Straßen voll. Aus all dem Schwarz der Kleider schimmert schon hier ein verwegener roter Hut, dort ein, wie in stiller Fröhlichkeit schimmernder, blütenheller Rock.

Aber wer den Frühling recht sehen will, der muß vor die Stadt hinaus. Da leuchtet der Himmel blauer, da strahlt die Sonne goldener, da ist die Luft voll von dem wohligen Geruch des jungen Grases und der ausschlagenden Büsche. Da lärmen die Amseln und Spatzen, deren Alleinherrschaft zu Ende geht, ohne Furcht vor Menschenstöcken und Pferdehufen. In den Ställen brüllen die Kühe, die Rosse scharren, an den Ketten weinen die Hunde und gehen im Bogen umher, so weit die Kette reicht. Auch die Menschen zeigen hier ihre Freude freier als in der Stadt. Denn die Stadt macht klein und eng, da schämt man sich fast, aus frohen erregten Augen um sich zu sehen.

Aber die Menschen draußen! Sie tun alle Fenster auf. Sie lassen die Bettler sich in die Laube setzen und machen ihnen die Suppe vom vorigen Tage warm. Sie geben allen die Hand, an denen sie sonst vorübergehen. Die jungen Frauen fühlen ihr Kind unter dem Herzen und sind ganz still vor verschwiegenem Glück. Die Mädchen und Burschen streifen mit den Ellenbogen aneinander und sehen sich eins nach dem andern um, ehe sie ins Haus gehen. Die alten Leute sitzen mit gebogenem Rücken und altmodischen Jacken auf den Bänken am Waldrand oder am Stromufer und sehen den Kindern zu oder den Schiffen, die mit weißen Segeln vorüberziehen. Alle, die sonst ernst und bedächtig sind und die Hände auf dem Rücken halten, gehen nun mit einem leisen Lied und mit schwingenden Armen daher. Eine unerklär-

liche Freude am Leben ist über alle gekommen. Jede zwei Augen sind der Spiegel einer Menschenseele voll Liebe und geheimer Seligkeit.
Und doch – davon möchte ich heute sprechen – bergen diese glücklichen Tage ein wenig Trauer in sich für den, der gewohnt ist, fern der Stadt mit freien und erkennenden Augen durch Wald und Hügel und, dahinter, durch das noch braune Ackerland zu wandern. Denn etwas, was zur tiefsten und eigensten Schönheit des Frühlings gehört und was nirgendwo machtvoller sich zeigt als an unserem Niederrhein, ist vorbei. Damit meine ich die Tage der Stürme, an denen die schwarzen Wolken vom westlichen Meer heran-getrieben kommen, in einer suchenden Angst. Sie berühren fast die Wipfel des Waldes, als ob sie sich anklammern wollten, und müssen doch weiter, irgend einer Ferne zu. Im Walde rufen tausend Stimmen, die dann, wenn erst der Frühling selber gekommen ist, schweigen – klagende, stöhnende, trotzige, jauchzende, sehnsuchtsvolle. Wer vernünftig sein will und nichts von Märchen und Wundern hält, der mag ja glauben, die Stämme knarren, – und plötzlich, wenn einmal kurze Ruhe wird, ein Knacken irgendwo im Holz, das nicht vom Sturm herrührt. Sondern da steigt der Saft in irgend einem Stamm hoch, da kehrt ein Leben zurück, das nach seiner Art so gut ein Leben ist voll Eigenkraft und eigener Sehnsucht wie irgend ein Menschenleben.
Die Luft im Walde ist schwarz oder mehr von einem dunklen, feucht schim-mernden und alle Umrisse lösenden Blau. Aber das kommt nicht nur von dem finster darüberhängenden Himmel, sondern gleicherweise davon, daß alles Geäst, das bisher von Kälte zusammengezogen war, sich gebreitet und in der wärmer gewordenen Luft sich geöffnet hat: das schränkt den Zutritt des Tages mehr als im Winter ein. Irgendwo pfeift ein einsamer Vogel – nichts ist noch von den gefiederten Scharen des Vollfrühlings zu sehen. Er pfeift immer dieselben zwei sonderbaren Töne – man sieht umsonst zwischen den Stämmen durch, um ihn zu entdecken. Vielleicht ist es wieder nur ein

Märchenvogel, ein Geselle des Frühlings, der vorgeschickt ist, um irgend etwas im Walde wachzurufen. Auf der kalten Fläche eines Grenzsteines liegt noch eine Handvoll Schnee. Und – siehe – hinter dem Grenzstein, der in diesem Fall die gewaltige Wehr eines Berges bildet, eine winzige blaue Blume. Man möchte mit einemmal nicht allein sein, sondern Gesellschaft haben, und es müßte eine Frau sein, mit der man Hand in Hand sich gemeinsam zu diesem Wunder hinabbeugen könnte. Wenn man wünschen dürfte, was man gern träumt, müßte es eine der früheren holden Hofdamen aus der Ekeuburg zu Kaiserswerth sein, oder gar die blonde Elsa von Brabant, oder am liebsten die stilltraurige Genovefa mit ihren dunklen Zöpfen. Aber auch das junge Bauernding, das vorhin mit breiten Schuhen, aber schmalen und zarten Schultern des Weges kam, wäre recht. Die alle würden es verstehen, wie vielleicht dieses eine farbschwache, blaue Blümlein so reich und reicher ist als die ganze Blumenpracht, die später kommt und prangend durch das weite Land leuchtet.

Wenn die Sehnsucht die Schönheit des Frühlings ist – wie die Erfüllung die des Sommers, – so ist die kurze Zeit vor dem Frühling um so viel schöner und seelenbezwingender, als die Sehnsucht nach der Sehnsucht keuscher ist und tiefer sitzt, denn die Sehnsucht selber.

WILHELM VON SCHOLZ

WILHELM VON SCHOLZ

BRUCHSTÜCK
AUS „TAUSEND UND EINER NACHT"

Eine nächtliche Straße in Bagdad. Harun al Raschid, Dschafar, sein Vezier, und Masrur kommen.

Harun: Horch, ein Brunnen. Alte Weiber
Sind die Brunnen. Schon von weitem
Hört man sie in jeder Gasse
Immerfort dasselbe schwatzen.
Gib den Becher! – Füll ihn, Brunnen!
Heut ist mir die Kehle trocken
Und der Trunk doch nicht erquickend –
Wie an Tagen auf der Jagd,
Wenn kein Wild sich zeigt. Wir irren
Durch die Gassen, die in Schlummer
Schon versinken, und umsonst!
Keines Abenteuers Schatten
Streift an uns vorbei. Nicht einmal
Ein Geschrei, ein Zank, ein Liebeshandel.
Nicht einmal ein Dieb! Heut hätt' ich
Einen Räuber gern gefaßt,
Denn mich lüstet's, meiner Laune
Luft zu machen!

Dschafar: Herr!

Harun: Du sollst nicht
Herr mich nennen; sollst, sobald wir

Uns mit Dunkel angetan,
Dich gewöhnen, daß ich nichts bin
Als dein Bruder Mustapha.

Dschafar: Gut, mein Bruder, gehn wir heim!

(gähnt)

Harun: Schweig! Ich bin verstimmt. Du sollst nicht
Recht behalten. Ich, der König –

Dschafar: Du, Mustapha –

Harun: Will, daß es
Irgendwo auf dieser Erde
Glück gibt. Will es!

Dschafar: Wenn es
Mustapha befiehlt? Ich habe
Meine Wette schon gewonnen.
Sieben Monde reisten wir.
Alle Königshöfe, wo es
Hieß, ein Glücklicher sei König,
Jeden Prunkpalast, des Herr
Je ein Glücklicher genannt ward,
Haben wir besucht. Was brachten
Wir von unserer Reise mit?
Nur den Rat des einen Weisen
Unter den nicht Glücklichen:
Statt bei Königen und Herren,
Die man glücklich preist, bei denen,
Wo niemand Glück wähnt, zu suchen
Und, wenn wir statt Glücks dort einmal
Nur Zufriedenheit entdecken,

Froh zu sein und heimzukehren.
Kehren wir denn heim!

Harun: Noch haben
Wir bei Armen nicht gesucht.

Stimme: Ho, hoho! Tiraladiri!
Lalfari! Hoho! Hoho!

Harun: Dort kommt einer, dessen Stimme
Fröhlich klingt. Er singt –

Dschafar: Und tutet.
Es ist ein Nachtwächter, Bruder!

Harun: Gleichviel! doch er scheint voll Glückes.

Dschafar: Und voll Weins.

Harun: So ist das Glück
Denn vielleicht im Rausch. Laß sehn!
Frag' ihn!

Dschafar: Ob er glücklich?

Harun: Ja.

Dschafar: Allahs Friede sei mit dir, Herr!
Jetzt erkenn ich erst, du bist
Wächter. Dein Gesang erschien uns
Wie eines frohen Gesellen,
Mit dem sich noch zechen ließe.

Wächter: Beides, Herr, kann eines sein.
Ich bin Wächter, doch ich bin auch
Einer, der beim Zechen mittut.

Dschafar: So erlaube eine Frage!

Wächter: Jede, Herr! Es ist mein Amt,
Außer, daß ich Trunkenbolde,

Liederliche Dirnenhengste
Diebe, Strolche muß verhaften,
Jeder Frage Antwort geben.

Dschafar: Nun, so gib sie uns denn ehrlich!
Bist du glücklich?

Wächter: (nach langem Nachdenken) Nur fidel.

– – –

INA SEIDEL

LEBEN

Süß ist, – süß, – der unbefriedigte Gott –
Sein Locken hinter den Wäldern mit Hirtenflöten,
Sein Jubilieren im Dickicht gleich dem des Sprossers
Zieht dich zu ihm, nach seinen Lippen begierig.

Süß ist, – süß, – der kühle gestillte Gott –
Tief gesättigt von Opfer und von Gesang,
Trunken von deines Herzens jungem Schaum,
Schlummert er unter den Sternen. Und dir ist leicht. –

Süß ist, – süß – der endlich verstandene Gott,
Der nichts wollte, als daß am Abend
Du aufschwebtest, – von seinem Odem
Hingehauchte, – wehende Wolke. –

SLUB
Wir führen Wissen.

KARL SÖHLE

SLUB
Wir führen Wissen.

„O, WÜSST' ICH DOCH DEN WEG ZURÜCK –"

Jeder Mensch leidet am Heimweh, es geh' ihm gut oder schlecht, er leidet daran, lebenslang, wenn auch oft unbewußtermaßen. Sonderlich wer vom Lande stammt und wenn dann das steinerne Meer der Großstadt ihn verschlungen hat.

Man hört so oft, auch aus gefühlvollen Liedern, vom Heimweh des Alpenbewohners. Ich behaupte dagegen: das Kind der norddeutschen Tiefebene – den Heidjer packt und würgt „draußen" das Heimweh vielleicht noch stärker. Wegen der Besonderheit der Heidenatur. Doch das kann mir nur nachfühlen, wer selber einer ist. Ich hab's an mir selber erfahren. Mein altes Heimatsdorf, immer und immer wieder habe ich's aufgesucht, jedoch mit ungestillter Sehnsucht, ja mit ständig wachsender Enttäuschung. Immer weniger stimmte die daheim erlebte Wirklichkeit zu meinem Idealbilde von der Heimat, so wie sie aus den Tagen der Jugend in meinen Träumen lebt.

Es kann ja auch nicht anders sein. Der alte, seine Kinder fressende Saturn – die alles verändernde Zeit. Überall, auch im verborgensten Heidewinkel spürt man den großen Rührlöffel im Haushalte der Natur. Die einsamsten Heideflächen wandeln allgemach sich um in Wälder, Äcker, Wiesen. Ewig gleich bei allem Wechsel der Wolken bleibt sich nur der Himmel darüber; er blickt herab auf die sich stetig verändernde Scholle so wie der Philosoph ins Menschenleben schaut.

Auch die „Heide entwickelte" sich. Das blieb mir bei meinen Besuchen natürlich nicht verborgen. Die neuen, fremden und häßlichen Töne, die sie durchhallten und sie aufstörten aus ihren Träumen, ich vernahm sie wohl. Ferien-

leute, Sommerfrischler fielen ein, immer mehr. Sogar auch die Kunst half mit, es währte nicht lange, da saßen auch Maler da herum. Die Eisenbahn – gottlob nur eine Kleinbahn – „erschloß" die Gegend. Und damit fing das Geldmachen an im großen Stile, man wurde immer betriebsamer, nach allen Richtungen hin, und im Bösen im allgemeinen mehr als im Guten. Hauptsächlich im Schweinezüchten leistete man Großes. Das, ach, war zuletzt das Ideal. „Borstenvieh und Schweinespeck." Ich mied deshalb ziemlich lange die Heimat, so stark mich's auch hinzog. Und es kam der große Krieg, der entsetzliche, mit allen seinen fürchterlichen Folgeerscheinungen. Je schlimmer ich das empfand in der großen Stadt, je stärker auch in mir ein seelischer Hunger sich regte, desto mehr träumte ich von der alten „Heimat hinter den Blitzen rot". „Die da, in einer reinagrarischen Gegend", sagte ich mir, „haben entschieden noch alles im Überfluß." Ich sah im Traume die heimatlichen Kartoffelbreiten, die Roggen-, Buchweizen-, Haferfelder, die Wiesen und die Kuh- und Schafherden, ich hörte das ungeduldige Quieken und Rumoren des ewig hungerigen Borstenviehs, die Hähne krähten, die Tauben gurrten, die Truthähne kullerten. Und accelando – ich packte meinen Koffer, meinen größten und fuhr hin. So geschehen im Sommer 1918, als man als guter Deutscher voller Zuversicht auf den „Endsieg" noch über jeden Pessimisten sich ärgerte. Auf einen langen Aufenthalt richtete ich mich ein. Und ich komme hin, nach einer fürchterlichen Fahrt, wie's damals ja so war. In früheren Jahren wäre man auf so einer Reise gestorben.

Als ich der Kleinbahn entsteige, sehe ich auf dem Bahnhof der kleinen Station nicht wie sonst alte, bekannte Gesichter. Fremd alles, fremd. Kriegsgefangene: Franzosen, Belgier, Russen – ein paar echte Mongolen sind mit darunter. Seufzend wende ich mich dem Dorfe zu. Immer noch kein bekanntes Gesicht. Fremde, nichts als Fremde – „Butenminschen", Frauen sind's hauptsächlich und Kinder, in städtischer Kleidung. Endlich ein Einheimischer, ich sehe, es

ist sogar ein ehemaliger Schulkamerad von mir. Doch wie, auch er ist städtisch gekleidet, geradezu geckenhaft, schau und er hat einen Speckhals? Überhaupt die ganze protzige Art, wie er daherkommt. Ich verleugne mich und in meiner Hast hätte ich beinahe eine Frau über den Haufen gerannt, eine Frau in Trauerkleidern: die aber erkennt und begrüßt mich. Die Frau des Dorfschmiedes, als sehr „komplett" hatte ich sie in meiner Erinnerung. Und jetzt? Ihre beiden Söhne hat der Krieg verschlungen. Der Protz aber von vorhin, erzählt sie, der wäre durch seine schamlosen Kriegsgewinne jetzt der reichste Mann im Dorfe: unlängst hätte er sich den schönsten und größten Maierhof gekauft, den alten „Riekhoff", denn auch da wäre der einzige Sohn und Erbe in Frankreich geblieben.

Ich komme in den Mittelpunkt, an die Dorfkirche mit ihrer uralten Linde, mit ihrem Kranz knorriger Eichen. Butenminschen auch hier. Aus allen Fenstern gucken welche heraus. Vorm alten Stammgasthause ist für die Fremden sogar eine überaus geschmacklose Veranda angebracht worden. So auch am Gasthause „Zum vier Linden". Billardkugeln höre ich rollen. Karten spielen sie: das Auftrumpfen – Gewinneinstreichen. In den Veranden sitzen elegant gekleidete Herren, großstädtische und es bedient sie ein regelrechter Kellner. Man schwatzt überlaut, man grölt, man reißt Witze und belacht – bewiehert sie. O, du lieber Himmel und ein Grammophon fängt nun auch noch an zu quäken. Etwas aus der lustigen Witwe. Ich halte mir die Ohren zu und ergreife die Flucht. Und beinahe gerate ich dabei einem Stinkwagen unter die Räder – mit ohrenzerreißendem Hupen kommt er daher, mit fürchterlichem Auspuffen. Auch das noch: großstädtischer Autolärm und Gestank, da wo sonst friedlich die Hühner krakelten und gackerten, die Hunde mitten auf der Straße sich lang legten und sich sonnten, wo die Kinder spielten, wo höchstens dann und wann ein paar alte Weiber mal stehen blieben und ihren Klönschnack machten.

Genug! An's alte Sprißenhaus unter den Eichen vor der Kirche eile ich, und hier, auf der steinernen Bank, von Efeu umrankt, lasse ich mich nieder. Oft hab' ich hier früher verweilt. Prächtig kann man von hier aus die alte Kirche sehen. Die gottlob ist sich gleich geblieben. Die trußigen Pfeiler, mit Goldocker getüncht, die uralte Sonnenuhr, das stumpfe Turmdach mit der riesigen Wetterstange. Hier, fühle ich, spricht zu mir noch die Heimat, ach, nur hier noch. – Es knackst und hebt aus und „töng, töng, töng" – acht Schläge sind's der alten Turmuhr, und sie klingen noch ganz so wie früher. Und als ich zuletzt so ins Schallloch hineinstarre, das große, spißbogige, oben über der Uhr: da schauen daraus mich an wohlbekannte, alte, liebe Gesichter, freundlich, gütig, so wie man ein heimgekehrtes Kind anschaut. Alle, die ich hier so gekannt hatte einst, im Morgenlichte der Jugend, und die aber alle, alle schon lange draußen der Rasen zudeckt. Und in eins lebendig werden sehe ich mit ihnen alle Freuden der Kindheit. –

Die letzten Strahlen der Sonne. Immer höher rücken sie hinauf am Turm. Nun sind sie schon überm Dach. Am Knauf jetzt, an der Wetterfahne und damit Schluß. Abend ist's geworden allgemach. – Plötzlich höre ich mich bei meinem Vornamen nennen: „Süh, Karl, na büste ok wedder mal hier?" Ich erkenne ihn wieder, den ganz zusammengehußelten, alten Flickschneider Hüser. Er machte mir, ach, schon lange ist's her, zu meiner Konfirmation meinen ersten Gottestischrock und der war mächtig auf Zuwachs berechnet, in der Brust- und Schulterweite, in der Ärmellänge, in den würdevollen Schößen. Auf Zuwachs, jawohl.

Zum Gequäke des Grammophons gesellen sich jetzt auch noch die schrillen Töne eines verstimmten Klaviers. Man spielt in „Zum vier Linden" auf zum Tanz. Die Fremden, ja, die wollen abends natürlich ihren Tebs haben.

Ich erhebe mich. Mein Entschluß ist gefaßt. Zurück, dahin, wo ich hergekommen bin! Heraus aus den Federn früh mit der Sonne: da bin ich vor den Frem-

den licher. Aber manchen mir wohlvertrauten Fleck im Dorfe luche ich doch erlt noch auf. Meine alten belaubten Freunde, die vor allem. Zuerlt die blätterfrilchen, prachtvollen Ulmen hinterm alten Riekhoff, da wo früher auch der alte Ziehbrunnen hoch gen Himmel ragte, mit leinen aufgelagerten, mächtigen Steingewichten. Die Kühe vom Riekhoff wurden hier abends immer getränkt, und ich half manchmal mit dabei. Meine Bäume! Die lilberüber-goflenen, herrlichen Hängebirken, von Brahm umwuchert, von Brombeerranken umkrault, am Steinlink, wo das Moor anlekt, das weitgedehnte, ltille. Und nun die rieligen drei Schwarzpappeln, am Sandberg, hinter der Armenkate: in ihren milpelumwucherten Zweigen lah und hörte ich manchmal lchon im Hornung die erlten, heimgekehrten Staarmäke. In den Ulmen, in den Birken pfiffen die Kohlmeilen ihre lultigen Terzen, lchmetterten ihr „Würzgebier" unermüdlich die Finken. Meine Bäume! Es wird mir lchwer, mich von ihnen zu trennen. Und lo im Hinlchauen fange ich unter ihnen zulekt an zu luchen, ganz unwillkürlich: – nach den Spuren von meinen Kinderfüßen. Überall, auch im Weggehen noch luche ich darnach, am Rande der lchönen Quäftwielen, an den Gartenhecken – überall. So im Suchen gelange ich lchließlich entlang den Hecken auf den Friedhof, und hier – hier lagt mir lo manches Grab mit mir wohlvertrauten Namen: warum ich lie nicht wiederfinden kann, die Spuren von meinen Kinderfüßen. – Ich bezahle mein Nachtquartier, packe meinen Rucklack auf und wandere durch Moor und Heide queröd nach einer, fünf Stunden weit entfernten, größeren Station. Wegfahren will ich von da wieder. Im Hinlchreiten zwilchen den Birken und Wacholdern, zwilchen den düllteren Fuhren, unter einem wolkenverhangenen, ernlten Himmel, ziehen auch die entlprechenden ernlten Gedanken mir durch die Seele. Variationen lind's über das Thema: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" Ach, ilt man einmal heraus aus der alten Heimat da ilt's wie mit dem flüggen, jungen Vogel: er kehrt ins einmal verlallene Neft niemals dauernd wieder zurück.

Plötzlich schreckt mich auf das Hacheln eines hetzenden Hundes. Ein Schäferhund, sehe ich, und er verfolgt einen Hasen. Er faßt ihn, er schüttelt und er würgt ihn ab. Erbärmliche Klagetöne. Sie liegen mir noch lange im Ohre, sie klingen wie das Weinen eines kleinen Kindes.

Kaum bin ich ein paar Schritte weiter gewandert: jetzt bäumt sich auch noch dicht vor mir ein Sperber auf, der hatte – die Federn verraten mir's – just eine Lerche geschlagen und gekröpft. Das also der Friede der Heide. Kampf, Gewalttat, Blut und Tod überall – überall, man sieht's, geht Macht vor Recht.

Tiefer – immer tiefer sinken die Wolken herab, schwarz und drohend ballen sie sich zusammen, und schwer und angstvoll atmet darunter die Heide. Gewitterschwüle. Es stockt die Luft, das Leben, und in mir stocken die Gedanken. Sie verlieren sich – nur Töne noch zuletzt – Töne, heraufklingend aus dem verborgensten Winkel des Herzens:

„O, wüßt' ich doch den Weg zurück ... ins Kinderland."

Die Töne, die ergreifenden Harmonien des großen niederdeutschen Meisters. „Wir haben allhie keine bleibende Statt." Man sucht und sucht nach der Heimat, bis man schließlich darüber zu Grabe kommt. Da – endlich! – hat man sie gefunden. Die Stätte aber, „wo uns Gottes Sonne zuerst schien", immer wieder erliegt man doch ihrem Zauber. Kaum hat man von der letzten Enttäuschung sich erholt, gleich ist man wieder des Glaubens, als stünde dennoch da irgendwo im Verborgenen die Himmelsleiter, so wie Jakob sie im Traume sah und allwo man mit den Engeln hinaufsteigt in die wahre Heimat, in den ewigen Frieden.

HERMANN STEHR

SLUB
Wir führen Wissen.

EINE BEGEGNUNG

In diesen Tagen hatte ich die Freude, einen höheren Würdenträger bei mir zum Besuch zu sehen, und machte die beglückende Erfahrung, daß die wesentlichen Männer auch dieser weltumspannenden Institution mehr und mehr, ja, ganz entschieden von dem intellektuellen Nominalismus abrücken, der Gott sei Dank auf der ganzen Menschheitslinie im Abbruch begriffen ist. Das Leben soll nicht der Kirche, sondern die Kirche dem Leben dienen. Aber wie das Leben nicht eine Größe ist, deren Sinn nur in der Richtung auf sich selbst gefunden werden kann, so sind alle Dinge des Daseins transzendent. Und wenn die Postulate der Wissenschaft nicht diese Transzendenz haben, taugen sie nichts, sind Asche, unzeugend, ja tötend für das Leben.

So redeten wir, fern von allem dogmatischen Wortreiten, über die chaotischen Nöte unserer Zeit. Jeder ließ dem anderen seine Wesenheit, und es war, als sprächen Bäume mit dem Laut ihrer Wipfel miteinander, die sich deswegen verstehen, weil nicht nur ihr unsichtbares Wurzelgeflecht miteinander verwoben ist, sondern weil sie unverstellt von derselben Erde und dem gleichen Himmel leben.

Als der hohe, beseligende Mann mich verlassen hatte, strömte mein Wesen leichter, beglückter weiter in mir; jene Wärme und Herzenszuversicht erfüllte mich, die man Männerliebe nennen kann, die von dem lebendigen Geist, von jenem Geist herrührt, der sich noch nicht an die Zweckhaftigkeit verraten hat, von der alles heut verseucht ist: Kunst, Soziologie, Nationalismus, Wirtschaft, Politik, Religion als Kirche.

Ich fand meine alte Überzeugung bestätigt, daß der Individualismus nur dann die Menschen trennt, wenn man ihn mit Egoismus verwechselt. Dieses ist der Individualismus der Stumpfen, der Dummen und der Bösen. Diese

Menſchen leben eigentlich nur von der Epidermis her. Sie wiſſen nichts von dem unverwölkbaren Innenhimmel, der das eigentliche Ziel alles menſchlichen Lebens iſt und nichts, aber auch rein gar nichts zu tun hat mit äußerem Glück, mit Erfolg und Geltung.

Der Wege dahin ſind ſo viele als es Individuen, Kirchen, Staatsverfaſſungen, Männer und Völker gibt. Die Meilenſteine dieſer Wege ſind die Schickſale der Menſchen und Völker, deren Sinn uns oft ſehr ſpät aufgeht, ja manchmal ganz verborgen bleibt. Denn wer kann den Schleier der Frage lüften, warum die chriſtliche Hundehorde der Spanier des Pizarro die überherrliche Kulturſchönheit Perus auffreſſen mußte? Wie ſchwer wird es dem Einzelnen, Mißgeſchicke und Unglücksſchläge als energiſche Schrinnwege zu größerer Höhe und große Erfolge als Zuſammenbruch zu werten!

Schickſale ſind nur ſinnfällige Darſtellungen unſerer Weſenheit. Aber, was die meiſten nicht wiſſen, dieſe Weſenheit vermögen wir von dem göttlichen Grunde unſeres Seins, von der Seele her, zu verwandeln, immer höher und höher zu treiben. Darum auch ſind Völker und jeder Menſch verantwortlich für ihr Schickſal.

Dieſen geheimnisvollen Weg müſſen alle gehen. So ſind wir alle Brüder, deren Leitſtern jener gute Wille iſt, von dem nach dem Heilandsmythus die Engel über der Krippe zu Bethlehem ſangen.

Wie wunderbar ſind Begegnungen. Welchen Segen können ſie uns bringen, wenn wir danach ſind.

LUDWIG STRAUSS

SLUB
Wir führen Wissen.

NACHTWACHE

Mußt ich drum das beschattete Herz
Mir flüchten aus Schaudern des Tags,
Drin wir, uns quälend einander
Mehr als segnend,
Dennoch uns fühlten und sahn
Und Stimmen schickten, –
Drum: daß nun in erloschner Stadt,
Umgetrieben von fremdem Fluch,
Härtern Schauder mit den wanken
Gliedern ich bestehen soll?

Auf schließt es mir brennenden Blick
Ins Verborgene, macht mich schaun
Toter Fenster giftig Erblühn
Mit Gespensterlicht von innen:
Zerbrochen Gottes All
In Sphären der Träume,
Da kein Bote
Herüber, hinüber Schwingen hat.

Einsam verklären sich, nirgend
Hin sich spendend, die Reinen, einsam
Heile Kinder. Hohlgefühl
Wird den Liebenden erschrecken,
Deß lebendiger Same

Sich in heillosen Schein ergießt.
Aber ohne Begegnung, herrisch,
Rast das Böse in eigner Welt.

Unabwehrbar leuchten und drohn
Abgeschwebte Masken der Schläfer
Blicklos hinüber
In nachbarlicher Schläfer Blick.
Wehrlos sinken rings ihre Bilder,
Bloß vor Fingern des Zorns
Und verwiesener Gierden,
Hin in des Fremdesten Traum.

Könnt ich euch wecken
Mit Hornruf der Angst
Oder entrisse auch mich
Das Grauen in Schlaf!
Wacht denn keiner mit mir?
Aber da fühl ich's
Tief mir im Innern erhauchen,
Kühl mich umflügeln.
Anzuflehendes, anzulobendes
Leben fühl ich da wach:
Retterin, dich,

Heilige, heilende Luft,
Immer gemeinsam!
Ströme du ein und aus

Die erblindeten Leiber,
Und den Keuchenden auch,
Verlaß ihn nicht,
Dem durch's Wühlen und Ringen
Blutgeborner Gesichte
Der Alb auf den Hals kniet,
Deine Bahnen verschüttend mit Entsetzen!

Wahr sind die Heimlichen, denen Nacht
Sprengte die Haft. Aber wohl,
Dunkles Wehen des Schöpfermundes,
Heimlicher wahr bist du,
Wie du mächtiger Geduld
Durch das Sausen der Furcht hin
Niedertauchst in verschlossne Brust,
Und sie kennt dich nicht.
Du aber findest am Grunde,
Es zu lieben, es zu nähren,
Das furchtlos Harrende auf.

Segen, zu schlummern in dir,
Der Preisgegebenen du
Nie schlafende Hut,
Du in den Verstummten
Leise, ewige Rede,
Zwischen den Einsamen du
Stetes Schweben!
Segen, zu wachen mit dir, –

Bis, ich seh's, des verheißenen Lichtes
Erste, scheueste Strahlen
Dich erhellen um unsre Stadt.

FRANK THIESS

SLUB
Wir führen Wissen.

TAUSCH DER TRÄNEN

EINE ALTE ERINNERUNG

Als ich zehn Jahre alt war, fand ich meine Mutter einmal in Tränen. Da es fast nie geschah, daß sie weinte, erschrak ich heftig und fragte sie – selbst dem Weinen nah –, wer ihr etwas getan habe. Sie lächelte gequält, streichelte mich und wandte sich ab.

Kann sie es mir nicht sagen, so ist es meine Pflicht, sie zu trösten, dachte ich und überlegte während des Frühstücks angelegentlich, wie es wohl in meiner Macht stand, sie ihres Kummers zu entheben.

Das war an einem frühlingsfeuchten Apriltag um die Zeit der Osterferien.

„Wohin willst du gehen?" fragte ich sie.

„Einkäufe machen", antwortete meine Mutter, „bleib nur zu Hause, es ist naß draußen."

Wieder sah ich ihre dunklen, trostlosen Augen, erschrak von neuem bis ins Blut, schob meine Bleisoldaten und meine Bücher fort und begleitete sie.

Eine Zeit lang gingen wir schweigend nebeneinander her. Ich fühlte, daß sie an ihren Gram dachte. Das aber durfte nicht länger sein.

„Darf ich dir etwas erzählen?" fragte ich.

„Ja," nickte sie, „erzähl' mir etwas."

„Ich weiß etwas, das ich gestern gelesen habe; wenn ich dir das erzähle, wirst du nicht mehr traurig sein."

„So sag es mir."

Da erzählte ich ihr den Inhalt des Nibelungenliedes und ließ mich dadurch von neuem so erschüttern und erregen, daß es mir nichts verschlug, wenn sie mich sanft unterbrach, um in einen Laden zu gehen oder an einen Markt-

stand zu treten. Ich blieb dann stehen und hielt gespannt und genau die Stelle fest, an der ich abbrechen mußte. Sobald dann meine Mutter wieder für mich frei war, fuhr ich leidenschaftlich bewegt fort, ihr erneut vom Siegfried und Hagen, Gunther und Brunhild zu berichten, um, als ich an die Rache Kriemhilds kam, es nicht einmal mehr zu spüren, daß unser Weg sich bereits heimgewandt hatte. So geschah es, daß wir uns am Ende ins Eßzimmer setzten, und ich, fest an sie gelehnt, den Schluß der großen Tragödie erzählte, tief durchleuchtet von der Kraft des gewaltigen Gesanges, längst nicht mehr wissend, was mich bewogen hatte, damit zu beginnen.

Als ich geendet, küßte sie mich und sagte lächelnd: „Das ist eine wunderbare Geschichte und du hast mich mit ihr wirklich getröstet."

Da fiel es mir ein, was ich vergessen hatte. Ihren Kummer hatte ich vergessen. Ich umarmte sie mit Leidenschaft. Und wie ich sie heiter sah und ihren seltsamen Blick auf mir spürte, war es mir nun, als seien ihre Tränen in mich übergeflossen, um als erstes Gefühl eines noch undurchlichtigen und geheimnisvollen Glücks meine Wangen zu netzen.

WILL VESPER

SLUB
Wir führen Wissen.

DIE BÜRGER VON ZWIKKAU

Immer wenn ich durch das Meißner Burgtor gehe – leider wie so vieles in dieser Stadt scheußlich erneut – sehe ich vor mir ein heldenhaftes Bild, das mir einst in alter Chronik begegnete und das unter dem Meißner Burgtor seinen Abschluß fand. Die Helden der Historie aber, die anno 1405 unter dem Tor der Burg für die Freiheiten und Rechte ihrer Vaterstadt freiwillig ihr Leben ließen, waren keine Meißner. Es waren vier Bürger von Zwikkau und ihr Schicksal und Beispiel verdient im Gedächtnis zu bleiben.

Herr zu Meißen war damals der Landgraf von Thüringen, Wilhelm der Einäugige, der auch zu Meißen im Dom vor dem hohen Altar begraben liegt, ein gewalttätiger Herr, immer bedacht auf Mehrung seiner Macht, obgleich er ohne Leibeserben war und auch so dahinfuhr und alles, was er erpreßte, anderen lassen mußte. Er war so raffgierig, daß er selbst dem Bischof von Meißen nicht das Seine gönnte und dessen Rechten und Einkünften so grausam zusetzte, daß zuletzt der heilige Benno selber sich ins Mittel legte, obgleich er schon 300 Jahre tot war. Aber er hing noch an seinem alten Bistum und stieß daher in einer Nacht, nach mancher vergeblichen Verwarnung, dem gierigen Landgrafen im Traum eine glühende Fackel ins Auge, sodaß dieser am Morgen einäugig erwachte und fortan, da er denn doch keine Lust hatte ganz blind zu werden, die Güter der Kirche, die so streitbare Heilige hatte, in Ruhe ließ. Ja er stiftete voll Schrecken dem Dom noch zwei schöne Lehngüter und hielt sich dafür an den benachbarten Städten schadlos, zertrümmerte ihre alten Gerechtsame, setzte strenge Vögte über sie, ließ mit einem Wort die freien Bürger zu Untertanen pressen und hatte auch bei den meisten Glück damit.

Unter den Städten aber, die der Landgraf zu ducken dachte, war auch das alte freie Zwikkau, eine Stadt von Männern – wenigstens damals. Als der

einäugige Landgraf sich an Zwikkau wagte, mußte er erleben, daß diese Bürger nicht so leicht zu beugen waren. Sie wehrten sich ritterlich und gingen vor Kaiser und Reich und hofften dort auf Hilfe, fanden aber wenig, sintemalen auch heute noch eine Krähe der anderen kein Auge aushackt, und was heute Ämter, Beamte und Ministerien sind, das waren damals die Fürsten und Herren und ihre Hofgerichte.

Rat und Bürgerschaft von Zwikkau fanden also keine Hilfe bei anderen und verzagten darum doch nicht, sondern beschlossen sich selbst zu helfen. Sie, die frei und unabhängig allein unter Kaiser und Reich zu stehen meinten, sollten einen verhaßten landgräflichen Vogt in ihren Mauern dulden, der die Bürgerschaft mit Steuern und Verboten drückte und dem Rat in alles hineinredete, was ihn nichts anging? Dem dachten sie auf die gründlichste Weise abzuhelfen, und am ersten Markttag im April, als der Vogt, ein Hesse namens Franz Steuchlingen, grob und pranzig auf seinem derben Apfelschimmel durch das Volk ritt, stemmte sich ihm von ungefähr ein Bürger mit der Achsel unter den linken Schuh, stieß ihn aus dem Steigbügel und mit raschem Schwung der Schulter den schweren Mann selber übers Pferd hinweg auf die drübere Seite und auf die Erde. Dort standen andere bereit, die mit raschen Schwerthieben den Gefallenen zudeckten, ehe er nur piep zu sagen vermochte. Und nach einem kurzen Augenzwinkern war von dem hochmögenden und wohlgeborenen Herrn nichts mehr übrig, als ein blutiger zerfetzter Leichnam, reif für den Gottesacker. Die beiden Knechte, die hinter ihrem Herrn geritten, lagen dicht daneben, gleichfalls auf die raschelte Art aus dem Sattel gehoben und erledigt, ohne daß den Bürgern, die das Werk übernommen, dabei viel geschehen wäre. Damit war die Sache freilich noch nicht zu Ende, sondern nach dieser raschen Tat, die ja nicht schwer auszuführen war, kam erst das schwerere: die notwendige Sühne.

Darüber waren sich die Zwikkauer von vorneherein klar, daß sie zwar

Manns genug wären den läſtigen Vogt und ſeine Leute zu erledigen, daß aber hinter dieſen der mächtigere Landgraf ſtehe, dem ſie nicht gewachſen ſeien. Ja ſie mußten fürchten, daß eine ſolche Gewalttat, wie ſie begehen wollten und begingen, dem Fürſten garnicht unwillkommen ſein würde, da er nun mit ſcheinbar gutem Recht über ſie herfallen und endgültig ihrer Gerechtſame und Freiheiten berauben könne. Wenn ſie alſo die Tat, zu der ſie ſich gedrängt fühlten und von der ſie ſich wohl einen heilſamen Schrecken für alle künftigen Vögte verſprachen, nicht laſſen wollten, ſo mußten ſie doch zugleich dem Rachezug des Fürſten zuvorkommen und ihm für die Erſchlagenen eine Sühne bieten, die er nach dem damaligen Rechtsbrauch annehmen müſſe, ohne gegen die Stadt ſelber vorgehen zu können. Für das Leben des Vogtes und ſeiner Knechte müſſe man, darüber war man ſich klar, mit dem Leben von Bürgern der Stadt bezahlen und nicht etwa mit untergeordnetem Pöbelblut, ſondern mit einem, das dem des Vogtes nicht unwürdig ſei, dem Blute von Ratsherren alſo.

Noch am Abend des Mordtages fand daher in der Hauptkirche zu Zwikkau eine ſeltſame, erſchütternde und feierliche Handlung ſtatt. Es ging der ganze Rat zum heiligen Abendmahl. Dann aber knieten vier aus ſeinen Reihen, die ſich freiwillig dazu gemeldet, Peter Mergenthaler und Hans Dittmann, dazu die beiden Brüder Hans und Steffan Gülden geſondert vor dem Altar nieder und empfingen dann von dem Prieſter die letzte Wegzehrung und Salbung als ſolche, die dem ſicheren Tode verfallen ſind. Unter dem jämmerlichen Weinen aller Anweſenden, ihrer Verwandten und Freunde, rüſteten ſich die vier Männer zum Tode. Noch in der gleichen Nacht fuhren ſie, da es galt dem landgräflichen Zorn mit der Sühne zuvorzukommen, in einem Eilwagen aus dem Tore der Stadt, dahin ihre Gefreundeten ihnen mit Fackeln das Geleit gegeben, und ſchlugen den Weg nach Meißen ein, wo der Landgraf Hof hielt. Ein Prieſter ſaß neben ihnen auf dem Wäglein und ſprach

ihnen Mut zu. Sie reiften Tag und Nacht, wechselten die Pferde, so oft sie nur frische fanden, und kamen schon den übernächsten Tag über die Nossener Straße herein vor Meißen und sahen in einem gräulichen kalten Morgennebel die festen Türme der Burg vor sich, dahinter ihr Schicksal schlief. Sie aber als Männer, die ihm nun schon tagelang ins Auge gesehen, hatten nur einen Gedanken, daß es jetzt so schnell wie möglich kommen möge und man endlich des peinlichen Wartens überhoben sei. In keinem Winkel ihres Herzens schlummerte auch nur die kleinste Hoffnung auf Gnade. Als sie den Burgberg sahen, holte ein jeder aus seinem Reisesack still sein Sterbehemd hervor, das sie zu diesem Zwecke mitgenommen, und legte es an.

Vor dem Burgberg stiegen sie von dem Wagen. Der Priester segnete sie noch einmal und salbte sie mit dem Öl des Todes. Dann gingen die Vier, sich bei den Händen haltend, den Burgberg hinan, standen vor der Pforte eine Weile im kühlen Morgenwind und blickten über das weite Elbtal unten und sahen im Osten einen roten Schein in den Nebeln.

„Es wird noch schön Wetter heute," sagte Steffan Gülden.

„Davon wirst du nicht viel haben," sagte Hans Dittmann. „Also denn," sagte Peter Mergenthaler und ließ den Klöppel am Tor niederfallen. Hans Gülden blickte schwer vor sich hin und dachte an sein junges Weib. Der Bruder verstand ihn und drückte ihm die Hand noch fester.

Der Torwächter kam. Man meldete dem Landgrafen, daß da vier Ratsherren von Zwickau seien, die mit ihm zu sprechen hätten. Der Landgraf, der durch einen eilenden Reiter in eben dieser Nacht Botschaft von dem Mord bekommen, sprang noch voll frischer Wut aus dem Bette und schrie schon, indes er in seine Hosen fuhr, nach dem Henker.

„Die Donderskerle sind früh aufgestanden," rief er und begriff, daß er zwar nur diese Vier in Händen habe, die sich als die Urheber und Täter des Mordes bekannten, daß ihm aber die Stadt entwische, die er zu fassen gedacht. Und

in diesem Zorn und ohne Erbarmen stellte er sich neben den Henker unter das Tor und stand da in seinem flatternden grauen Haar, mit seinem einen Auge zwinkernd wie ein Teufel, und schrie, als man die Vier nun hereinließ: „Hau drein, Hans, wie du jeden triffst. Wir wollen nicht lange fackeln."
Aber die Vier kamen fast sittsam herein, und jeder kniete still nieder, neigte den Hals und empfing den Todeshieb mit gefalteten Händen. Das Blut spritzte dem Landgrafen über die weichen Morgenschuhe.
Als die Bürger der Stadt Meißen vernahmen, welch graulig Abenteuer sich am frühen Morgen im Burgtor zugetragen, ließen sie voll Schrecken und auf Antrag ihres kleinen bösen Stadtschreibers Gotthard dem Landgrafen ein Tedeum singen.
Zwei Jahre noch lebte der einäugige Landgraf. Dann starb er, im vierundsechzigsten Jahre seines Alters. Aber seit jenem Morgen konnte er nur schwer noch den Schlaf finden. Gegen Mitternacht, wenn er stinkvoll war, schlief er ein wenig ein. Aber dann riß es ihn hin und her, als friere er hart, und er mußte aufstehen, hielt die Hände übers Herz und taumelte so im Hause herum. Und oft sah man ihn unter dem Tore stehen, starrend auf den Fleck, wo die Vier zu seinen Füßen verblutet waren.
„Die Donderskerle," murmelte er. Und an einem kalten Morgen fand man ihn dort tot auf den Steinen.

JAKOB WASSERMANN

SLUB
Wir führen Wissen.

FÜR ALBERT SOERGEL

Unberechenbar sind die Kräfte, die aus einem Volk hervorbrechen, wenn es durch äußere Umstände zu Boden gedrückt wird. Der jähe oder langsame Ausgleich, der allenthalben in der Natur stattfindet, wo übermäßige Spannungen Regel und Gewichte verschoben haben, vollzieht sich auch im menschlichen Schicksal, in dem des Einzelnen wie in der Gesamtheit, zuzeiten freilich in Formen und Gestalten, die der Nachgeborene kaum besser zu deuten vermag als der Mitlebende und die in den Generationen und Jahrhunderten als Unruhe verbleiben wie ein aufregender, aber aus der Erinnerung getilgter Traum.

SLUB
Wir führen Wissen.

FRANZ WERFEL

SLUB
Wir führen Wissen.

LITANEI VON DEN ZIMMERN DER VERSTORBENEN

Die ausgestoßenen Toten
Sie liegen auf Lauer umher.
Die Luft ist voll Wiederkehr,
Doch ihr Heim bleibt ihnen verboten.
Die Tische, die Bänke, die Schränke,
Ihre Zimmer beherrschen nun wir,
Und berührt unsre Hand ihr Klavier,
Spürt der Klang, daß die Lauscher er kränke ...
O erbarmt euch der Toten! Bald sind wir bei ihnen.

Man hat ein wenig geweint,
Und, geraschelt mit Kränzen und Maschen.
Doch wer starb, ist schon morgen ein Feind.
Das Haus wird geputzt und gewaschen.
Sie räuchern, sie klopfen, sie bohnen,
Der Tote wird aus den Stuben gestaubt,
Und es ist ihm nicht einmal erlaubt
Im Schatten seines Bettes zu wohnen.
O erbarmt euch der Toten! Bald sind wir bei ihnen.

Ich öffne ein ältliches Buch,
Da zerbrechen die Zeilen und knicken.
Das Zierglas funkelt wie Fluch,

Und die Uhr hekt mit ſtichelndem Ticken.
Des Lehnſtuhls harrende Mulde
Sie höhlt ſich ſo leer und verwaiſt.
Und die Sehnſucht des Diwans beweiſt
Was ich alles dem Bettelvolk ſchulde.
O erbarmt euch der Toten! Bald ſind wir bei ihnen.

An der Türe ein kurzes Geſchell!
Kein Beſuch iſt draußen zu finden.
Und, – ſchließen wir noch ſo ſchnell, –
Hat es Zeit, ſich herein zu winden.
Was folgt uns in's Zimmer aus finſterem Flur,
Was wittert am Boden mit Näherſtreben,
Was ſucht eine arme Schnauzevoll Leben
Auf ſeiner eignen verwaſchenen Spur?
O erbarmt euch der Toten! Bald ſind wir bei ihnen.

Der lungernde Vagabund
Darf niederſitzen zu ſeiner Grütze.
Und der lauſigſte Hungerhund
Er ſäuft und ſpiegelt ſich in der Pfütze.
Doch wo ſoll der Goldne Magnat
Seine badeverwöhnten Schenkel ausdehnen?
Und die Spiegel, nach denen die Frauen ſich ſehnen,
Grinſen vor Leere, wenn eine naht.
O erbarmt euch der Toten! Bald ſind wir bei ihnen.

Ja, wir erben und üben Verrat,
Wir haben sie ausgebeten
Die elenden Lumpenproleten
In Gottes verborgenem Staat.
Ach, vielleicht bedeutet der Zeit
Brandwolke und All-Erbosen
Die Rache der Obdachlosen
Und der Tod einen riesigen Neid ...
Ach erbarmt euch der Toten! Bald sind wir bei ihnen.

SLUB
Wir führen Wissen.

INHALT

Seite

Börries Frhr. von Münchhausen,
Dichtung 5
Martin Richard Möbius,
Albert Soergel 9
Georg Withowski,
Gaya Scienza 25
Rudolf G. Binding,
Der Durchlöcherte 33
Hans Friedrich Blunck,
Von einem Rosengarten 43
Felix Braun,
Vorspiel zu einem „Don Juan" . . . 51
Alfred Brust,
Die Lachmöve 81
Hans Carossa,
An eine Katze 95
Theodor Däubler,
Sonett 99
Alfred Döblin,
Spargelspitzen 103
Paul Ernst,
Die Freiheit 107
Herbert Eulenberg,
Heinrich Heine und seine beiden
Balen 115
Hans Franck,
Gedichtetes Leben 129
Adele Gerhard,
Nächtlicher Gang 147
Hermann Hesse,
Sommerabend in einem Tessiner Wald-
keller 161

Seite

Arno Holz,
Versunkener Garten 165
Hanns Johst,
Am Abend 169
Erde 170
Ernte 171
Heinrich Lersch,
Lied der Ärmsten 175
Weg zur Fabrik 177
Ernst Lissauer,
Aus „Luther und Thomas Münzer" . 181
Hanns Meinke,
Sag was soll des Dichters Stimme . . 191
All meine tausend Gesänge 192
Alfred Richard Meyer,
An Albert Soergel 195
Agnes Miegel,
Otway's Tod 199
Rudolf Pannwitz,
Sage vom hohen Volk 219
Joseph Ponten,
Erwachen in der Sommernacht . . . 239
Ludwig Emanuel Reindl,
Liebende 243
Später Herbst 244
Tanzlied 245
Wilhelm Schäfer,
Kleine Festrede 249
Albrecht Schaeffer,
Die schönste Stelle 257
René Schickele,
Garten der Götter 267

SLUB
Wir führen Wissen.

	Seite
Wilhelm Schmidtbonn, Niederrheinischer Vorfrühling	273
Wilhelm von Scholz, Bruchstück aus „Tausend und einer Nacht"	279
Ina Seidel, Leben	285
Karl Söhle, „O, wüßt' ich doch den Weg zurück –"	289
Hermann Stehr, Eine Begegnung	297
Ludwig Strauß, Nachtwache	301
Frank Thieß, Tausch der Tränen	307
Will Vesper, Die Bürger von Zwickau	311
Jakob Wassermann, Für Albert Soergel	319
Franz Werfel, Litanei von den Zimmern der Verstorbenen	323

SLUB
Wir führen Wissen.

Für

Albert Soergel

zum fünfzigsten Geburtstage

wurde als dreiunddreißigste Gesamtveröffentlichung (neunzehnte außerordentliche) der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz im Mai / Juni 1930 von der Buchdruckerei Wilhelm Adam in Chemnitz in der von Rudolf Koch geschaffenen Peter Jessen-Schrift aus der Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach a. M. auf handgeschöpft Zanders-Bütten gedruckt. Von den 350 numerierten Exemplaren der einmaligen Auflage wurde das erste für Albert Soergel in Ganzleder, die übrigen in von Albin Heumer in Chemnitz handgefertigtem Zwischenband gebunden.

Dieses Exemplar trägt die Nummer

89

SLUB DRESDEN
3 4635020

(1) ~~Mior~~
Lit. Germ. rec. A

(4)

...graph. Katalog Soergel (Literarhistoriker geb. 1880)

Schlagwort-Kat.
Dichtungen (deutsche: des 20. Jhs)

S.B. 631
(4. 4°. 307)